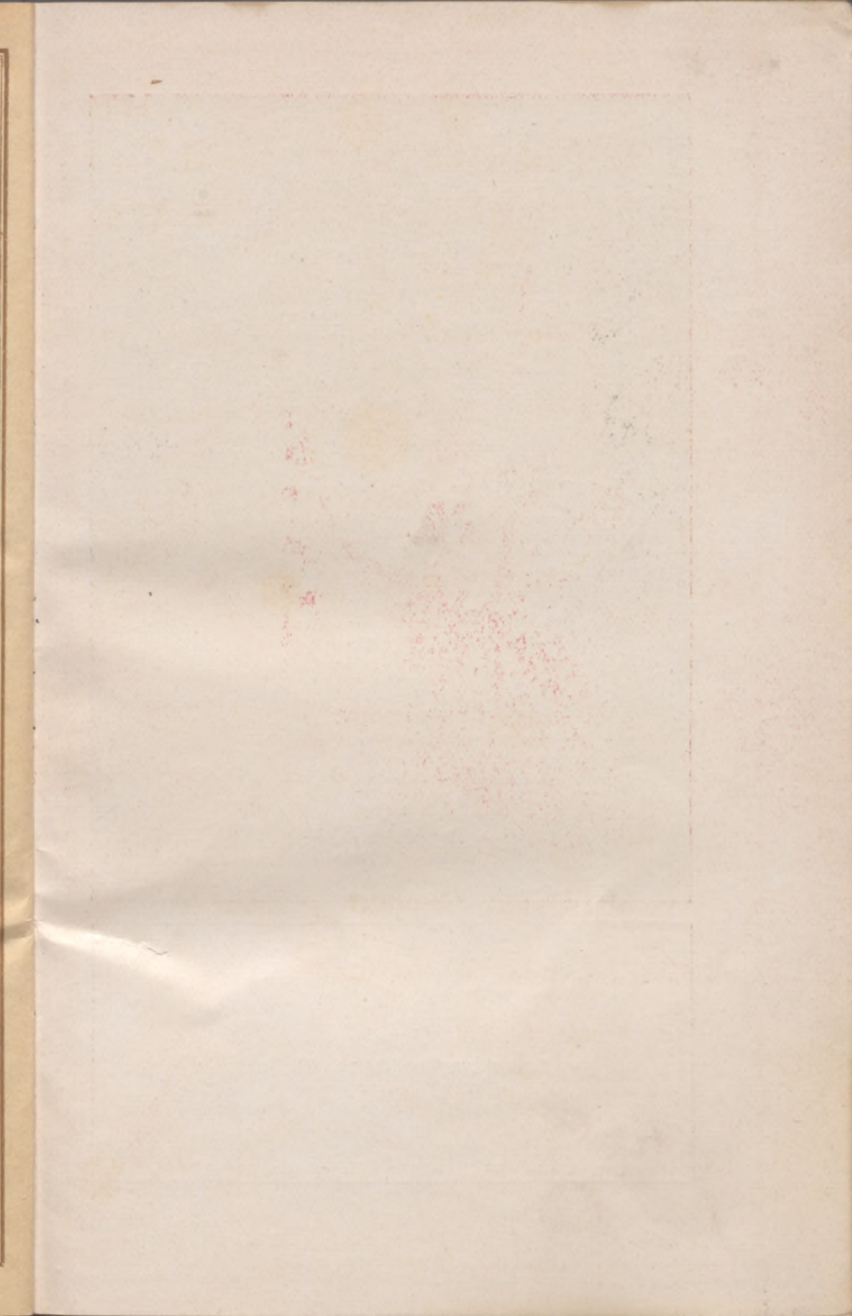
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens
Jahrgang 1925
Band 12



Von der **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint alle vier Wochen ein Band zum Preise von Rm. 1.30 (ausschließlich Bestellgeld). Zu beziehen durch alle Buch- und Zeitschriftenhandlungen; wo keine solche zu erreichen ist, auch durch die Post vierteljährlich





Anmut

Nach einem Gemälde von Ed. Veith

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

12. Band / Jahrgang 1925



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Zwei Kunstblätter

Anmut
Nach einem Gemälde von Ed. Veith

Auf dem Heimweg
Nach einem Gemälde von R. Falkenberg

Die Gitarre

Erzählung von M. Holthausen

Wollt ihr, vergangener Zeiten
Stilleren Pfad zu beschreiten,
Freunde, nun mit mir gehn?
Namen, die lange verklungen,
Lieder, die nicht mehr gesungen,
Sollen hier wieder erstehn.

Wo ist sie geblieben, die alte Gitarre mit dem verblaßten Band, dessen Farbe kaum mehr zu erkennen war? — Sie hing im Zimmer meiner Mutter, und vielleicht habe ich mit ungeschickten Kinderhänden meine ersten musikalischen Versuche darauf gemacht. Vielleicht — doch ich erinnere mich dessen nicht. Soweit mein Denken zurückreicht, hing sie, wie die Laute in Schuberts Lied, verstummt an der Wand. Und stumm, ohne daß je ein Klang ihre tönende Seele offenbart hätte, ist sie mir auch entschwunden im Gewühl der Welt, genauer gesagt bei den Übersiedlungen während meiner Abwesenheit vom Elternhaus, das ich früh verlor. Aber die Geschichte, die sich an das Instrument knüpfte, das meine Mutter als teures Andenken von einer mütterlichen Freundin ihrer Jugend bewahrte, habe ich nicht vergessen. Soll ich sie erzählen?

Es gefiel Herrn Anselmo van de Paarvordt ganz gut in Bonn. Lieber Himmel, wenn man jung, gesund und reich ist, kann man sich das Leben so ziemlich überall angenehm machen, und in der hübschen rheinischen Universitätstadt fällt das besonders leicht. Er sollte auf Wunsch seines Vaters Jura studieren, um später einmal, wie das bei den ältesten Söhnen vornehmer Familien üblich war, in Staatsdienste zu treten.

Anselmo hatte eine entsprechende Anzahl von Kollegien belegt und beabsichtigte auch, von den Empfeh-

lungschreiben an einige angesehene Persönlichkeiten der Stadt Gebrauch zu machen. Einstweilen aber freute er sich des Daseins, der Ungebundenheit und Freiheit, die er noch nie in so vollem Maße genossen. Er hatte es sich klug eingerichtet und war einige Wochen vor Eröffnung der Vorlesungen nach Bonn gegangen, um, wie er sagte, sich dort erst ein wenig heimisch zu machen und Land und Leute gründlich kennenzulernen. Seine Mutter stammte aus dieser Gegend; sie hatte dem Sohn ihre Liebe und ihr Talent zur Musik und auch ihr heiteres rheinisches Temperament vererbt. Man fand seinen Wunsch daheim begreiflich, und im vollen Glanz des Sommers sah er Bonn und den Rhein zum erstenmal.

Sommer am Rhein! Wer ihn kennt, weiß, wieviel Schönheit und Freude diese Worte einschließen. Wer ihn nicht kennt, nun, dem rate ich, einmal in der Zeit dort zu leben. Es wird ihn nicht gereuen.

Anselmo hatte eine hübsche Wohnung gefunden, nahe der Stadt; ein großer Garten lag dahinter, an den von drei Seiten größere und kleinere Grundstücke stießen, alle durch Zäune und Mauern getrennt; ein Labyrinth von Gärten, das man aus dem ebenerdigen Zimmer nicht übersehen konnte.

Manchen Abend hatte Anselmo schon auf dem Rhein zugebracht, Ausflüge in die schöne Umgebung unternommen, in hübschen Gasthausgärten angenehme Gesellschaft gefunden und fröhliche Stunden verlebt. Eines Tages fiel ihm ein, die Reize des eigenen Heims zu kosten. Er ließ sich das Abendessen in die Geißblattlaube bringen, und zur Gesellschaft nahm er sich seine Geige mit, die er seit seinem Aufenthalt vernachlässigt hatte.

Die einsame Mahlzeit schmeckte ihm trefflich; der Mensch liebt eben die Veränderung.

Schüsseln und Teller waren abgetragen; nur den Wein hatte Anselmo zurückbehalten und ließ im Scheine des Windlichts die goldige Flut funkeln, bevor er das Glas an die Lippen setzte. Ein Gefühl wonniger Daseinsfreude durchströmte ihn, und er griff nach der Geige, um in Melodien sein Glück der schweigenden Nacht zu künden ... als diese plötzlich nicht mehr schwieg. Eine wunderschöne Frauenstimme erklang aus einem der Nachbargärten; woher, konnte Anselmo nicht ergründen; nur daß die Töne von rechts kamen. Leise Gitarrenakkorde begleiteten den Gesang. Es war ein schlichtes, anmutiges Strophenlied, wie sie damals, im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts, viel gesungen wurden. Als die Sängerin zum zweitenmal begann, setzte Anselmo den Bogen an die Saiten und begleitete, bald über, bald unter der Stimme, die sich durch nichts beirren ließ. Bei der dritten Strophe ging es noch besser, und als auch diese beendet war, schloß Anselmo mit einer anmutigen Variation des Hauptthemas, in die zarte Gitarrenakkorde stets im richtigen Augenblick einfielen.

Dann folgte ein zweites, ein drittes Lied; wieder suchten und fanden sich die Töne und verklangen in schönster Eintracht. Die Worte zum Gesang konnte Anselmo nicht verstehen, dazu war die Entfernung zu groß.

Dann war wieder alles still, verweht, verschwunden, was ihm ein Sommernachtstraum schien. Er, der schon viel Schönes gehört hatte, glaubte, noch nie einen größern musikalischen Genuß erlebt zu haben. Diese Sängerin mußte er kennenlernen, das stand fest.

Am nächsten Morgen fragte er seine Hauswirtin, wer denn in der Nachbarschaft sänge. Die vielgeplagte Frau hatte aber nichts gehört, vielleicht schon geschlafen in ihrem, nicht in der Richtung des Gartens gelegenen Zim-

mer. Sie meinte gleichgültig: in den Gärten werde öfter gesungen, man könne nicht sagen, wo es eigentlich sei. Sie besäße das Haus erst seit einem halben Jahr und kümmere sich nicht viel um die Leute rechts und links. Für sonstige Nachforschungen stand nur der Stiefelputzer zur Verfügung, und auch der wußte nichts.

So blieb Anselmo nichts übrig, als ungeduldig den Abend zu erwarten. Sein Hoffen wurde nicht getäuscht: die schöne Stimme erklang wieder, auch jenes erste Lied, eine helle, frohe Melodie in A-Dur. Stimme und Geige verstanden sich dabei so vortrefflich, als hätten beide sich Seite an Seite eingeübt.

Dann kamen Regentage, danach wieder schönes Wetter, das abendliches Musizieren im Garten gestattete. Anselmo geriet immer tiefer in den Bann dieser Stimme; er schalt sich selber einen ungeschickten Träumer und beschloß, auf alle Fälle hinter das Geheimnis zu kommen.

Zunächst wollte er in den Gärten nachforschen. Er ging den Zaun des eigenen Gartens entlang und bemerkte, daß der rechts daneben liegende noch etwas länger war und mit einem hübschen Obstspalier endete. Anselmo blieb an der Grenze seines eigenen Reiches stehen, da hörte er Schritte nebenan und blickte durch eine Spalte des hohen Zauns. Eine junge Dame mit einem kleinen Korb am Arm ging dort, pflückte von den reichbeladenen Aprikosenbäumen die ihr erreichbaren Früchte und legte sie in den Korb. Ein überhängender Zweig wurde durch das Pflücken erschüttert, und drei Aprikosen fielen vor dem Lauscher auf die Erde. Blitzschnell war diesem der Gedanke gekommen: das muß die Sängerin sein; ebenso schnell bückte er sich, stieg auf den Querbalken des Zaunes, den er nun um Kopfhöhe überragte, und bot dem jungen Mädchen die Aprikosen dar, indem er sagte: „Gnädiges

Fräulein, hier scheint der Garten der Hesperiden zu sein: goldne Früchte fallen, goldne Klänge schallen herüber. Aber ich will nicht so räuberisch sein, die Früchte zu begehren, wenn nur die Klänge mich wieder beglücken."

Einen Augenblick stand die Dame verwirrt und erstaunt über diese seltsame Ansprache da; doch sie faßte sich rasch und sagte ruhig: „Oh, bitte, behalten Sie die Aprikosen nur; es sind ja so viele hier." Dann deutete sie durch eine leichte Verbeugung an, daß sie den Zwischenfall für beendet halte, und schritt weiter, dem Ende ihres Gartens zu, wohin ihr Anselmo nicht folgen konnte. Mit nicht sehr geistreichem Gesicht betrachtete der junge Mann seine drei Aprikosen, während das Fräulein bei sich dachte: „Aha, das ist also der geheimnisvolle Geigenspieler. Ein kecker Bursche, aber hübsch."

An diesem Abend blieb alles still. Anselmo sagte sich bald, daß er sich ungeschickt benommen und sich von seinem Temperament zu einem richtigen Husarenstückchen habe hinreißen lassen. Auf solche Weise eine Bekanntschaft machen zu wollen, das war doch zu keck, und eine feine junge Dame, wie seine schöne Nachbarin offenbar war, hatte sich nicht anders benehmen können, wie sie es getan. — Bonn war ja nicht groß, der Kreis der guten Gesellschaft also ziemlich eng. Da würde er seine Sängerin schon finden, wenn er von seinen immer noch nicht abgegebenen, halb vergessenen Empfehlungsbriefen Gebrauch machte. Von einigen wenigstens, dachte er. Und als er zu diesem Zweck die Adressen durchsah, machte er eine angenehme Entdeckung.

Übermorgen gebe ich also das übliche Diner — wie immer zu Anfang der Vorlesungen," sagte Professor Maywald zu seiner Tochter, die, früh der Mutter beraubt,

die Rechte und Pflichten der Hausfrau ausübte, obgleich sie kaum zwanzig Jahre zählte. „Für guten Wein werde ich sorgen; im übrigen verlasse ich mich ganz auf dich, liebe Rosa."

„Ja, ja Väterchen, das kannst du schon," erwiderte Rosa. „Wieviel Gedecke?"

„Zehn bis zwölf; einer oder der andere sagt ja doch ab. Richtig: außer meinen Universitätskollegen kommt diesmal ein neuer Gast, ein junger Holländer. Er hat mich vor zwei Tagen besucht und Empfehlungschreiben von einem alten Bekannten aus Amsterdam abgegeben, der mit mir zusammen studierte. Da habe ich ihm heute gleich eine Einladung geschickt. Ein netter, feiner Mensch. Du mußt schon ein wenig dafür sorgen, daß sich der junge Bursche unter uns Alten nicht gar zu sehr langweilt."

Der Tag des Festes war erschienen. Rosa hatte sich infolge ihrer Hausfrauenpflichten etwas verspätet und trat erst in den Salon, als die Gäste schon vollzählig versammelt waren. Alle verneigten sich vor der Tochter des Hauses, die in ihrem weißen Kleid, den braunen Locken, die sich nach damaliger Mode dicht an die rosigen Wangen schmiegten, wie der verkörperte Frühling erschien in diesem Kreis von Männern, deren Züge bereits den Herbst oder doch den vollen Hochsommer des Lebens verkündeten. Nur eine jugendliche Erscheinung war darunter, ein blonder Herr, der sich besonders tief verneigte und den, als den einzigen neuen Gast, Professor Maywald vorstellte mit den Worten: „Herr Anselmo van de Paarvordt, ein Sohn unserer Alma mater und unser Nachbar."

Es ist doch etwas Wertvolles, die so oft geschmähte gesellschaftliche Form. Nachbar und Nachbarin vom Gartenzaun erkannten sich gleich wieder; aber nur ein flüchtiges Lächeln, das um beider Lippen spielte, war die äußere

Wirkung davon. Kein dritter hätte eine Überraschung bemerken können. Rosa wußte so gut, als ob Anselmo es ihr gesagt hätte, daß er unter den Empfehlungsbriefen auch einen an ihren Vater gefunden und dabei die Entdeckung gemacht hatte, daß er in dem nebenan liegenden Hause wohnt — und Anselmo dachte: „Jetzt habe ich also die Sängerin gefunden."

Rosa wurde vom Rektor der Universität, dem Ehrengast des Hauses, zu Tisch geführt; Anselmo erhielt ziemlich weit von ihr seinen Platz unter den jüngern Professoren. Sein Wunsch, mit ihr ins Gespräch zu kommen, blieb vorläufig unerfüllt. Doch er verzagte nicht. Nachdem die in jeder Hinsicht genußreiche Tafel aufgehoben war, zog Rosa sich zurück und überließ die Gäste ihres Vaters dem Genuß, den Zigarren und schwarzer Kaffee gewähren. Neben dem kleinen Rauchzimmer öffnete sich die Tür in einen Musiksalon, und dieser bot Anselmo Gelegenheit, endlich auf das Thema zu kommen, nach dem er sich sehnte. Er fand sofort Anklang. Alle Gäste liebten die Musik, einige übten sie auch aus, und Anselmo wurde sogleich gefragt, ob er es gleichfalls tue. Bescheiden gab er zur Antwort: er spiele ein wenig die Geige.

„Nun, dann werden Sie an unserem liebenswürdigen Hausherrn einen trefflichen Begleiter finden," rief man von mehreren Seiten.

„Ich," sagte Professor Maywald, „o nein, ich bin viel zu sehr aus der Übung gekommen. Aber wenn die Herrschaften nach Musik Verlangen tragen, so werde ich meine Tochter zu meiner Vertretung holen. Sie sträubt sich freilich bei solchen Gelegenheiten oft ..."

„Oh, wir werden den Widerstand mit vereinten Bitten schon überwinden", meinten die Gäste — und Maywald entfernte sich.

Rosa schien sich nicht gesträubt zu haben, denn sie erschien bald an der Seite ihres Vaters, trat lächelnd zu dem geöffneten Flügel und schlug, gleichsam als Antwort auf die von allen Seiten auf sie eindringenden Bitten, einen Akkord an: A-Dur.

Anselmo, der schon Geige und Bogen, die er auf dem Klavier gefunden, in der Hand hatte, rief lebhaft: „Ja, das ist die Tonart — ich wollte sagen, meine Lieblingstonart — bitte, mein Fräulein, noch einmal A."

Und er stimmte. — Einige Gäste sahen ihn verwundert an; die drei Sätze standen doch nicht recht im Zusammenhang. Der weltgewandte junge Herr war offenbar in Verlegenheit gekommen; die plötzlich vertiefte Röte seines echt holländisch zarten Kolorits verriet es deutlich. Um Rosas Lippen zuckte ein blitzschnell wieder verschwindendes Lächeln. Nur sie konnte Anselmo verstehen; jenes oft im Garten gesungene und von ihm so reizend begleitete Lied war in A-Dur.

Der kleine Zwischenfall war schnell vergessen. Noten für Violine und Klavier lagen zur Wahl bereit, und die Gesellschaft lauschte mit Vergnügen und Bewunderung. Die jungen Künstler, so konnte man sie wirklich nennen, beherrschten ihre Instrumente meisterhaft und verstanden sich vortrefflich. Als sie aufhören wollten, wurde so dringend um eine kleine Zugabe gebeten, daß sie das Verlangen erfüllten. Spohrs Romanze aus „Zemire und Amor" — „Wie bist du reizend und mild" —, von Anselmos Geige wahrhaft gesungen, von Rosa zart und anschmiegend begleitet, bildete den Schluß.

„Es ist doch wahr: kein Instrument kommt der menschlichen Stimme so nahe wie die Geige," bemerkte ein Herr, der noch nicht lange in Bonn war, zu Professor Maywald, „und doch kann ich gerade bei dieser Komposition

den Wunsch nicht unterdrücken, sie auch gesungen zu hören. Fräulein Rosa macht gewiß das Maß ihrer Güte voll und gewährt uns auch diesen Genuß."

„Leider unmöglich," erwiderte der Hausherr. „Meine Tochter gilt als gute Begleiterin, sie singt aber nicht. Die Natur hat ihr die Singstimme versagt."

„Wie schade — bei so hoher musikalischer Begabung," meinte der Gast.

Rosa stand, mit dem Ordnen der Noten beschäftigt, am Flügel, Anselmo neben ihr. Er hörte das Gespräch, und Erstaunen malte sich auf seinen Zügen.

„Wie, mein Fräulein, Sie singen wirklich nicht?" fragte er.

„Nein, ich singe nicht," antwortete sie mit einem Lächeln, das Anselmo recht schelmisch vorkam.

„Aber doch vielleicht so gelegentlich, etwa abends im Garten einmal ..."

„Nein; was man nicht kann und auch nicht lernen kann, muß man eben bleiben lassen."

„Und ich glaubte doch — ich kann es mir gar nicht anders denken ..." begann Anselmo — doch da wurde Rosa abgerufen, verschwand mit einer leichten Entschuldigung, und Anselmo sah sie nur beim allgemeinen Aufbruch der Gesellschaft wieder, der keine Möglichkeit zur Fortsetzung des Gesprächs bot.

Es war ein schöner Sommerabend. Erhitzt von Wein und Musik wollte Anselmo nicht gleich seine stille Klause aufsuchen, sondern machte einen Spaziergang am Rheinufer. Er hatte geglaubt, die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, und nun stand er erst recht vor einem Rätsel. Wenn Rosa nicht sang — wer war es dann, der so bezaubernd gesungen hatte? — Eine Freundin, die zu Besuch gekommen war? Diese Auslegung schien ihm zu

banal; zur Nachtzeit macht man keine Besuche — und wenn doch eine Freundin in Rosas Garten gesungen haben sollte: warum hatte Rosa es nicht gesagt? Ihr Vater hatte ganz ernsthaft gesprochen; aus ihren Worten und Mienen glaubte Anselmo eine leichte Schelmerei herauszulesen. Wer kann Mädchenlaunen ergründen?

Alles das hatte Anselmo hin und her überlegt, ohne im geringsten gescheiter zu werden.

Erst nach mehr als einer Stunde ging er wieder heimwärts. Der Zufall führte ihn an einem einzeln liegenden, hübschen kleinen Haus vorüber. Musik tönte ihm daraus entgegen. Er trat an das Gitter des Vorgärtchens, blickte hinein und hätte vor Erstaunen laut aufgeschrien. Nur ein dünner Spitzenvorhang verhüllte das erleuchtete Fenster eines ebenerdigen Zimmers. Ein Klavier, an dem zwei Kerzen brannten, stand darin, und davor saß im weißen Kleid, das dunkle Haar vorn in Locken, am Hinterkopf in weichen Zöpfen aufgesteckt, ganz wie er sie vor zwei Stunden gesehen, Rosa und sang. Zwar konnte er das Gesicht nicht sehen, nur ab und zu ein Stückchen vom Profil, aber sie war es doch, es war die Stimme, die er so liebte, es war sogar das Lied, das er so gut kannte.

Sie sang also doch; hatte sie hier eine Freundin aufgesucht, um ihr den Verlauf des Tages zu erzählen? Hatte sie mit dieser vielleicht gelacht über den Scherz, daß sie nicht singen könne, und über den dummen Fremden, der es glauben mußte? Anselmo wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Er eilte nach Hause.

Erst die Morgensonne weckte ihn aus wirren Träumen, die so lebhaft waren, daß es ihm beim Erwachen nicht recht klar war: hatte er die singende Rosa wirklich gesehen oder nur geträumt?

Am folgenden Tag machte Anselmo den üblichen Dankbesuch bei Professor Maywald. Dieser, der sehr musikalisch und von dem Talent des jungen Mannes entzückt war, forderte ihn auf, doch öfter zu kommen und mit Rosa zu musizieren.

Das tat Anselmo nur zu gern: erstens, weil es ihm Freude machte, und dann, weil er sich innerlich sagte: „Und sie singt doch — trotz allem Leugnen, das nur auf einer seltsamen Laune beruhen konnte.“ Von dem überraschenden Augenblick, den er am Abend nach jenem Fest gehabt, als ihm aus der kleinen Villa so unerwartet das bekannte Lied entgegenschallte, sagte er ihr natürlich nichts. Es hätte ja geheißen, sie der Lüge zu zeihen, oder zu der Annahme verleitet, ihres Vaters trefflicher Johannisberger habe ihm gar zu gut geschmeckt.

Eines Tages brachte er ihr eine Sammlung neu erschienener Lieder mit Begleitung von Klavier und Gitarre. Eine Gitarre hing im Musikzimmer. Rosa sagte: es sei ein altes Erbstück, dem ihr Vater hier einen Platz gegeben — sie spiele das Instrument nicht.

„Auch nicht im Garten . . .?“ fragte Anselmo verdutzt.

„Wenn das Wunder geschieht, das Sie noch immer zu erwarten scheinen,“ erwiderte Rosa lachend, „dann werde ich auch vielleicht plötzlich Gitarre spielen können. Einstweilen müssen Sie wohl Ihre Geige singen lassen. Die Lieder scheinen sehr schön zu sein.“

„Ja, nur kann meine Geige leider die Worte nicht hinzufügen — so gut sie mir gefallen. Bitte, lesen Sie doch einmal dies alte Gedicht!“

Und Rosa las:

„An die Phantasie

Wenn die Wolken meinen Stern umziehen,
Dunkle Nacht mein Innerstes umgibt,

Alle Strahlen meinen Himmel fliehen
Und ich einsam steh' und ungeliebt:
Dann ergreif' ich meine goldne Laute,
Ruf' herbei dich, holde Phantasie —
Und du Himmlische, der ich vertraute,
Du verließest auch den Sänger nie.

Ihn zu trösten in der Nacht des Lebens,
Zaubertest du ihm der Sterne Licht,
Und dein Flügel rauschet nicht vergebens,
Wenn er kühn durch Nacht und Wolken bricht.
Wieder weckst du das erstorbne Leben,
Kühlest sanft des Busens heißen Schmerz.
Dauer kannst du nicht der Kühlung geben,
Aber trösten doch das wunde Herz.

Phantasie, dich fesselt keine Schranke.
Unaufhaltsam strebst du himmelwärts,
Und dein Fittich ist ein Glutgedanke,
Und dein Tempel ist des Menschen Herz.
Ist der Erde Paradies versunken,
Stürzt die Säule, die den Himmel hält,
Schwingst du deine Fackel; ihre Funken
Schaffen eine neue Zauberwelt."

„Sehr schön," sagte Rosa. Dann spielten sie es zusammen und noch manch anderes Lied aus dem Heft, das Anselmo sie zu behalten bat.

„Vielleicht kommt einmal der Singvogel, der Sie so bezaubert hat." Mit diesen Worten legte Rosa das Heft zu den übrigen Noten.

Die süße Stimme, die er im Garten vernommen, ließ sich nicht mehr hören; das regnerische Wetter, meinte Anselmo, sei wohl daran schuld. — Er hatte sich gewöhnt, einsam daheim zu bleiben, nie wieder seine heitern studen-

tischen Kreise aufgesucht. — Liebte er Rosa? So reizend sie war: nein. Nur die Stimme hatte es ihm angetan, und dies grundlose Leugnen und Necken, von dem er fest überzeugt war, ärgerte ihn.

Der September brachte wieder helle Tage, klare Mondnächte. An einem schönen Abend hatte sich Anselmo länger als gewöhnlich bei seinen Büchern aufgehalten und wollte eben fortgehen, als es ihm schien, daß im Nachbargarten wieder gesungen werde. Er eilte in den Garten, statt auf die Straße: kein Zweifel, dieselbe Stimme und — sein Lied, das Lied an die Phantasie, offenbar auswendig gesungen mit leiser Gitarrenbegleitung, die hie und da von der gedruckten abwich.

Mit dem Ausruf: „Das ist denn doch zu toll!" lief er zum Zaun, kletterte hinüber — und dann, ohne Wege und Blumenbeete zu beachten, zum großen Schaden von Rosas Astern und Levkoien, gerade auf die Richtung der Töne zu — bis er erstaunt stehen blieb und der Gesang mitten im Takt abbrach.

Auf einer Bank unter einem großen Nußbaum saß, die Gitarre in der Hand, Rosa; aber neben ihr, nur ohne Gitarre, wieder Rosa; so schien es ihm wenigstens im unsichern Mondlicht. Zwei junge Mädchen sah er vor sich, und jedes schien ihm Rosa.

„Verzeihen Sie," sagte er verwirrt, „ich konnte nicht anders; diese Stimme, dieses Lied ..."

„Sie konnten", sagte Rosa, indem sie sich erhob, „Sie konnten mir ja glauben; Sie konnten vielleicht sogar einen weniger ungewöhnlichen Weg hierher finden. Indes, da es nun einmal so ist — erlaube, liebe Alba, daß ich dir Herrn Anselmo van de Paarvordt vorstelle, dessen Geigenspiel du schon oft bewundert hast. Hier meine Base, Fräulein Rosalba Maywald, die mir heute, nach-



dem ihr Vater von schwerer Krankheit genesen ist, zum erstenmal wieder die Freude macht, der Singvogel meines Gartens zu sein. Sie wollte nicht, daß ich Ihnen das Geheimnis verriet, wer da gesungen hat. Mit ihr müssen Sie rechten, nicht mit mir. Übrigens wird es kühl, ich dächte, wir musizieren im Hause weiter. Mein Vater wird sich freuen, Sie zu sehen, Herr van de Paarvordt."

Bei hellem Lampenlicht sah Anselmo freilich, daß die Ähnlichkeit der beiden jungen Mädchen nicht ganz so groß war, wie er anfangs geglaubt hatte; doch es ward ihm auch klar, daß er an jenem Abend nach dem Fest Rosalba in der kleinen Villa, ihrem Heim, gesehen und gehört hatte und nicht Rosa. — Wäre er nicht noch sehr unbekannt gewesen in den Gesellschaftskreisen von Bonn, so hätte er wohl schon von den zwei schönen, einander so ähnlichen Cousinen gehört, die man die weiße und die rote Rose nannte, weil die eine zu den blassen, die andere zu den frischen Brünetten gehörte, Rosalba und Rosa Maywald.

Das Geheimnis der unbekannten Sängerin war also gelöst; nun aber begann ein andres, nie ergründetes zu walten und seine zarten Fäden zu weben: das Geheimnis der Sympathie zwischen zwei Menschenseelen, die einander oft ungesucht und ungewollt in einem Punkt begegnen und von diesem ausgehend, einander allmählich ganz verstehen und gehören. Hier war es der Klang einer Stimme, der Ton einer Geige gewesen, die zwei Seelen hatte ahnen lassen, daß sie im tiefsten Grunde verwandt waren, und Rosalbas Sträuben hatte vielleicht seinen Grund in jener seltsamen Eigenschaft des Frauenherzens, sich anfangs gerade dann zur Wehr zu setzen, wo ein Instinkt ihm sagt, daß jeder Widerstand vergeblich sei.

Anselmo und Rosalba sind ein glückliches Paar geworden.

Ob der Name des alten holländischen Geschlechtes, dem auch meine Mutter entstammte, noch von irgend jemand getragen wird — ich weiß es nicht.

Die Gitarre schenkte Rosa späterhin meiner Mutter, die in ihrer Jugend wohl manches Lied dazu gesungen und sie treu bewahrt hat bis in ferne Tage.

Wenn hinabgeglüht die Sonne

Wenn hinabgeglüht die Sonne,
Steht der Mond schon überm Tal,
Und den Abglanz ihrer Wonne
Gießt er aus im feuchten Strahl.

Also bleibt im tiefsten Herzen
Von versunknem großen Glück
Tröstlich für die Nacht der Schmerzen
Uns ein Widerschein zurück.

Meine Sonne schied für immer,
Meine Liebe schön und jung;
Laß mich ruhn in deinem Schimmer,
Sanfter Mond, Erinnerung!

Emanuel Geibel

Niklas Muffel

Roman von Olga Pöhlmann / Fortsetzung

Der Alt Schöngerber, Wächter am Laufertorturm, stapfte langsam die düstere Steintreppe hinab. Garaus hatte es längst geläutet. Die Zugbrücken wurden heraufgewunden, die mächtigen, alten Stadttore kreischten in den Angeln und schlossen sich langsam. Die Holzbarrieren vor und hinter jedem Tor sanken herab. Wohlbehütet lag die Stadt in ihren wuchtigen Ringmauern.

Der Türmer vom Laufertorturm konnte es sich leisten, ein Stündchen auszuspannen und von seiner Höhe niederzusteigen, um zu seinem Bruderskind auf einen Krug Met zu gehen, denn die Wirte durften nach Abendläuten nicht mehr ausschenken.

Jetzt war er an der untersten Treppe angelangt und öffnete die Türe. Stund da nit im Schatten des alten Walnußbaums eine dunkle Gestalt? Mißtrauisch spähte der Türmer hinüber. Aber es regt sich nichts. Mocht' sich getäuscht haben, beim Schein der kleinen Laterne, die er in der Hand hielt.

Sorgfältig verschloß er den Turn und wandte sich der Stadt zu.

Da wurde es lebendig unter dem Nußbaum. Eine schlanke Gestalt löste sich vom Stamm los. Ein verborgen gehaltener Schlüssel kreischte im Schloß der Turmtüre.

Vorsichtig, doch mit dem Auftreten eines Menschen, der sich in der Örtlichkeit auskennt, tastete sich Niklas Muffel die ausgetretene, steinerne Turmtreppe hinauf.

Oben in der Pförtnerswohnung brannte Licht. Jetzt erlosch es plötzlich, und die Türe öffnete sich leise. Ein Maidlein von vielleicht achtzehn Jahren beugte sich über den Treppenrand.

„Niklas — bist du's?"

„Ja, ich bin's, Madelgard."

Mit zwei Sätzen nahm der Jüngling die letzten Stufen und zog das Mädchen an sich.

„Madelgard — zum letztenmal — um Abschied zu nehmen!"

„Ist's wahr, Niklas, und — und — was wird aus mir? Wenn es der Vater erfährt, schlägt er mich tot."

„Madel," er zog sie in die Wohnung und schloß die Türe. „Ich muß dir etwas sagen. Komm, wir gehen hinaus," unterbrach er sich, denn die gedrückte Luft in der engen Türmerwohnung fiel ihm jedesmal auf die Nerven.

Es war schön auf der gedeckten Balustrade. Weit konnte der Blick in die Ferne schweifen. Auf einer Bank standen Madelgards Blumen, Gelbveigel und Nelkenstöcklein und grüner Rosmarin. Die Nelken dufteten in die laue Luft. Niklas brach eine und steckte sie zwischen die Knöpfe seines Wamses.

„Die werd' ich morgen mit in die Weite nehmen," sagte er lächelnd.

Neben dem großen Kranen, an dem das Sieb ausgehängt wurde, um der Bevölkerung das Nahen von Gefahr anzuzeigen, stand eine zweite Bank. Dorthin zog Madelgard ihren Liebsten.

„Was willst du mir sagen?" fragte sie zaghaft.

„Sieh, Madele," sprach der junge Patrizier, erst stockend, dann leicht und flüssig — „das hast du ja von allem Anfang gewußt, daß du mein Weib nit kunntest werden. Ein Muffel kann keine Türmerstochter freien. Itzt geh' ich ins Weite, leicht, es stößt mir ein Unfall zu. So — so — dacht' ich, es sei das beste, du heiratest, ehe — du weißt, Madele —".

Das Mädchen schluchzte auf.

Ein Zug des Unbehagens glitt über das Gesicht des Jünglings. Wie hatte er das zierliche, liebreizende Dirnlein geliebt! Die schwerfällige Gestalt mit dem vom Weinen verschwollenen Gesicht flößte ihm nur noch ein mit Abneigung gemischtes Mitleid ein. Es war ein Glück, daß der alte Türmer wie ein Blinder neben seinem Kinde herlebte.

„Also, Madelgard, du wirst heiraten. Bald. Der Franz liebt dich. Hier" — er legte ein Beutelchen in ihren Schoß — „das ist mein Bringat zur Lautmerung*. Madele," bat er weich, als das Mädchen fassungslos zusammenbrach, „er wird dich gut halten und dich schützen gegen deinen Vater und alle Welt. Morgen kommt er zu deinem Vater, Madel, wenn ich fort bin. In aller Frühe reuten wir. Und nun leb' wohl, Madele! Bet' einen Rosenkranz und ein Vaterunser für mich —. Es muß ja sein, Madele. Hörst du! Stoß ihn nit zurück, den Franz, er meint's ehrlich. Leb' wohl, Madelgard — ich — ich werd' es dir — immer danken, was du mir gegeben hast."

Das Mädchen rührte sich nicht. Unbeweglich lag ihr blonder Kopf in den beiden Händen. Niklas Muffel stand noch einen Moment und schaute auf die kümmerliche Gestalt herab.

Dann wandte er sich langsam zum Gehen. Vorsichtig tastete er sich die lange, dunkle Treppe hinunter. Dieser Weg war ihm stets zuwider gewesen. Es roch nach nassen Wänden und Moder, und die Steine waren feucht und glatt. Niklas Muffel liebte weiche Teppiche, helles Licht, breite, gut gehaltene Wege.

Als er sich zum Schloß herabbückte, um den großen

* Verlobung.

Schlüssel hineinzuschieben — „Morgen werfe ich ihn in die Pegnitz," dachte er — glitt die rote Nelke des Turmmadele zwischen den Knöpfen herunter. Der feste Fuß des jungen Muffel in den starken Lersen zertrat die feine, zarte Blüte des Türmermaidleins. —

Vor den Toren Nürnbergs herrschte schon frühe am Tage reges Leben. Das Landvolk war bereits bei Tagesanbruch hereingekommen mit Butter, Milch und anderen Erzeugnissen. Im Halbkreis lagerten die Leute vor den Toren. Reiter und Reisewagen hielten an den eichenen, mit Spitzen besetzten Schranken, die, mit einem Gattertor versehen, den Vorhof vor der Zugbrücke abschlossen.

Auf der großen Orglocke fehlten noch ein paar Striche bis zum Öffnen.

Ein paar Reiter räsonierten über das lange Warten.

„Leicht es kunnt' sein, daß den hoffärtigen Nürnbergern ein Stärlein gestochen wird," sagte der eine, „dem Markgrafen Achilles von Onolzbach scheint es diesmal ernst zu sein. Man munkelt, er bereite gegen die Stadt eine große Unternehmung vor. Söllt' schon, hab' ich vernummen, an dreißig Fürsten und Herren auf seiner Seite haben."

„Was man hört!" entgegnete der andere verächtlich. „Das geht schon seit Jahr und Tag hin und wieder. Was kann es den Markgrafen um Nürnberg schieren? Nürnberg und Onolzbach tun sich nit weh."

„Dreißig Fürsten und Herren!" beharrte der andere. „Herr Nachbar, da liegt der Has' im Pfeffer. Potzschlapperment, die Städte werden den Fürsten zu mächtig. Potzschlapperment, und Nürnberg steht bei allem vorne dran. Gibt's ein neu Gewaffen einzuführen — Nürnberg tut's. Zu Nürnberg gibt's die stärksten Befestigungen, die schönsten Bauten, die reichsten Handelshäuser,

zu Nürnberg gibt's auch alles, was Pracht und Glanz ersinnen kunnt'. Glaubet Ihr nit, Herr Nachbar, es zwickt und wurmt die fürnehmben Herren auf ihren Schlössern, wenn also die Städte allmählich in alle die Bahnen treten, in denen sie bisher unbeschränkte Herren waren? Haben die Juden und Händler ein rares Stücklein — sie gehen nit mehr auf die Schlösser, zu den Kaufleuten tragen sie es, in die Städte. Die Hintersassen laufen ihren Patronen davon, für die sie sich bisher geschunden haben, und gehen als Magd oder Knecht in die Stadt. In Jahr und Tag sind sie frei. Ritterliche Kriegszüge gibt's keine mehr — Potzhunderttausend Sack voll Enten, ich wollt', es wär' anders! Wo es was zu holen gäbe! So sitzen die Herren untätig auf ihren Burgen, und der Neid nagt an ihrem Gebein."

Der erste Reiter lachte.

„Um Nürnberg wird sich der Markgraf die Zähne ausbeißen."

„Oder die Nürnberger Pfeffersäcke müssen Haare lassen."

„Das werden sie nit."

„Sell kann man nit sagen."

„Und zahlen darf der Jud."

„Allemal, Herr Nachbar, allemal. Hat er nit auch eure Stadtmauer mit fünftausend Guldein gezahlt, im Jahre dreizehnhundertsechsundzwanzig, als Nürnberg mit dem Burggrafen Friedrich darum stritt? Die Herren streiten sich, und der Jud bezahlt — he, Moscheleben, ist's wahr oder nit?" schrie er einen alten Kaftanmann an, der, auf seinem schmutzigen Bündel sitzend, der Unterhaltung mit wachen Augen gefolgt war.

„Gott, du Gerechter! Was soll ein armer Jud sagen zu dem Gespräch von zwei so gescheiten Männern?

Muß der Jud zahlen, nu, er wird haben das Geld. Werden die Herren Ferschten nit einlösen ihre Scheine — nu, werden se äben haben kein Geld. Was söllt' ein armer Handelsmann dazu sagen? Das beste ist, er schweigt."

Von der Stadt her kam jetzt ein weithin hallender, eherner Klang. Volltönend schwangen sich die tiefen Glockentöne der Kirche von St. Lorenzen in die linde Frühlingsluft, gleich darauf fiel St. Sebald ein, die Kirchenglocken der Frauenkirche beim Judenviertel und der verschiedenen Klöster schlossen sich an, welche zur Messe riefen.

Da trat der Wächter an die große Winde.

Die eichenen Balken hoben sich. Drüben rasselten die Ketten der Zugbrücke und des Fallgatters. Die wappengeschmückten, doppelten Tore knarrten in den Angeln, und von allen Seiten ergoß sich ein Strom von Fremdlingen durch den langen, schrägen Weg, der zwischen Mauern hindurchführte und welcher unterm Tor abschloß, in die Stadt.

Vor der Sebalder Kirche stand eine Koppel Pferde, von den Dienern nur notdürftig in Ruhe gehalten. Aufwiehernd schäumten die prächtigen Tiere ins Gebiß und tänzelten hin und her vor Ungeduld.

Jetzt trat ein Häuflein junger, reichgekleideter Patrizier aus der Kirche, welche eben der Messe beigewohnt hatten.

Der junge Tucher, der Tetzel, der Stromer, der Imhof, der Strombeck, die Gespielen und Freunde von Niklas Muffel, die dem scheidenden Kameraden das Geleite bis an die Grenze Nürnberger Markungen geben wollten.

Der Tucher drängte sich an Niklas Muffel heran, „Zeitung von Onolzbach — gestern abend noch spat," flüsterte er. „Der Markgraf macht Ernst, Niklas, es gibt Krieg. Willst du wirklich reuten, Niklas?"

Niklas Muffel lachte.

„Mit doppelter Geschwindigkeit, Antony! Heute ist der Markgraf noch meines Vaters Freund. Leicht, er kunnt' in kurzem seinen Grimm gegen Nürnberg auch auf mich übertragen. Ich brauche aber seinen Geleitbrief an den Hof von Hispania."

„Niklas, der Markgraf soll alles aufbieten, um gegen die Stadt aufzuhetzen, was ihr nur irgend schaden kann: die ganze Ritterschaft von Franken, Burgen, Schlösser, Grafschaften. Sichere Zeitung hab' ich, Niklas, Nürnberg wird jeden Arm und jede Hand brauchen. Niklas, willst du wirklich reuten?"

Fest legte er seine Hand auf den Arm des Jünglings.

Niklas Muffel machte sich etwas unsanft los.

„Nürnberg hat Mauern und Türm' genug," sagte er unwirsch, „die ihr bessere Dienste leisten können als ein halbreifer Knabe, Markgraf Achilles wird die Stadt nit davontragen. Ich r e u t e, Anton."

Still wandte sich der Tucher seinem Pferde zu. Die jungen Männer saßen auf, und bald donnerten die Hufe der Rosse über die Bohlen der Zugbrücke. —

Gibt es Leute, die sagen, Nürnbergs Umgegend biete nichts an Reizvollem? Seind unverständiges Volk, so solichs sagen! Haben sie die Nürnberger Heide im Frühjahr gesehen, wenn das junge Grün auch aus dem sandigen Boden sproßt?

Mitnichten haben sie dies gesehen!

Denn dann liegt die Stadt in einem Bettlein von goldgelber Seide, gelbe Fähnlein wehen über dem hügeligen Grund, und trunkne Bienen summen von Blüte zu Blüte. Gute Zeit für sie, die Zeit der Ginsterblüte!

Ist sie nit schön, die Umgebung der alten Reichsstadt, im goldnen Frühlingskleide? Ist etwa der Reichs-

wald zur Sommerzeit nit schön, der sich meilenweit ins Land zieht; von dem Städtlein Heroldsberg bis nach dem kleinen Jagdschloß, tief im Grün versteckt, die Brunn genannt, wo sich der Kaiser mit anderen fürnehmben Fürsten und Herren so oft Stelldichein gaben zu fröhlicher Jagd?

Sie wußten, daß der Reichswald schön war. Und die Zeidler* wußten es, die auf kleinen Fürreuten da und dort im Walde wohnten, um dem geschäftigen Volk der Immen ihre goldgelben Schätze abzuluchsen. Weithin leuchteten die großen Strohglocken der Bienenwohnungen, sofern die fleißigen Tierlein es nicht vorzogen, in ausgehöhlten Bäumen zu kampieren. Sie brachten dem ehrbaren Rat schwer Geld ein, die Zeidler auf den Nurungen im Reichswalde.

Freilich, so einfach war das Wohnen dort nit. Gab noch viel Wölf' daselbst, und der Zeidler kunnt' nie nit ohne seine Armbrust nach seinen Bienen schauen.

Kosteten der Stadt einen guten Batzen, die Wölfe, denn jeder erschlagene mußte mit dreißig bis sechzig Haller bezahlt werden, und schleiften so oft sechzehn bis dreißig Stück daher, in e i n e m Vierteljahr.

Ja, die Zeidler hatten sich vorzusehen, aber sie liebten ihren Wald doch! —

Und wer da sagt, die Gegend um Nürnberg sei reizlos, der komme zur Zeit des Herbsten.

Dann schlingt sich ein strahlendes, violettes Band durch die Wälder und um die Stadt. Dann flammen die Buchen in leuchtendem Rot, und die Eichen mischen ein sonnengoldenes Gelb hinein. Dann sind die Bienen ganz toll vor Seligkeit, und ein Heer von bunten Faltern taumelt von Blüte zu Blüte.

* Imker.

Wer die Umgegend von Nürnberg noch nit gesehen hat im Schmuck der blühenden Heide, der darf nit reden von ihrer Reizlosigkeit, denn er kennt sie nit! —

An einer kleinen Lichtung, nahe der Nürnberger Markung, hielt das Trüpplein Reuter. Die Diener sprangen ab, banden die Pferde an Bäume und öffneten die an den Satteltaschen mitgebrachten Flaschen, dafern die Herren begehrten, den Abschiedstrunk Herrn Muffeln zu reichen, wie man tut, dem Scheidenden zu Ehren. Dann führten die Diener die Tiere zurück auf die Straße. Der größere Teil stand mit den Köpfen nach der Stadt. —

Mit Niklas Muffel zogen zwei Reuter in die Ferne, von dem sorgenden Vater dem Sohne beigegeben zur Betreuung.

Niklas trat schnell an den stillen Tucher heran.

„Glaub' mir's, ich m u ß reuten, Antony," flüsterte er. „Sieh — der Krieg ist häßlich. Die Wunden, das Blut — es ist alles so häßlich! Und ich liebe die Schönheit. In Hispania leuchtet die Sonne strahlender als hier. Da gibt es Pracht, Glanz und schönere Frauen, als unsere kühlen Fränkinnen. — Ich sehne mich nach der Schönheit von Hispania, Antony!"

Der Tucher ließ die tiefen Augen einen Moment streng auf dem schönen Gesicht des Freundes ruhen.

„Man hat Pflichten," sagte er ruhig, „denen man sich nit entziehen d a r f."

„Und Pflichten gegen sich selbst," begehrte der Jung Muffel auf. „Glaub' mir, Antony, es ist das größt' Unrecht, n i t d e r zu sein, der man ist. Denn w a s man dann ist — ist man halb. Vor den L e u t e n vielleicht ein fürtrefflicher Gesell, vor dem eigenen Urtel* ein jämmerlicher Wicht. Bin ich ‚Ich', so bin ich etwas

* Schiedsgericht, Urteil.

Ganzes, Geschlossenes. Antony, mein Sinn richtet sich auf Licht und Schönheit. Trunken bin ich davon, wie die Immen dort in den Ginsterbüschen. Antony, grüß mir die Stadt! Ich reute!"

„So leb' wohl, Niklas," sagte der Tucher ernst. „Und vergiß es nie nit, daß du ein Muffel bist."

Die Reuter schieden sich. Der Wald nahm Niklas Muffel und seine beiden schwerbewaffneten Diener auf.

Die jungen Patrizier ritten der Stadt zu.

Da wuchs sie aus dem flachen Lande auf, die stolze, trutzige Burg, um die sich die Häuser der Stadt drängten, wie Küchlein um die Henne. Im Dunst des Morgens lag sie, umflogen von zarten Schleiern, in denen Sonnenfunken spiegelten.

Und wie der Tucher langsam den grauen Mauern entgegenritt, fühlte er, daß sein ganzes Sein und Wesen in diesen Mauern wurzelte, fühlte er, wie er sie liebte, diese Stadt, mit ihren trotzigen Toren, ihren herrlichen Kathedralen, ihren festen, guten Häusern, fühlte er, wie er jeden Stein der alten Mauern liebte, um den sich der Efeu schlingt, fühlte er, daß er mit dieser Stadt leben und untergehen würde.

Wer, der den tiefblauen Himmel des Südens gesehen hat, begehrt nach trüben Wolken und grauem Nebel? Wer, der den feurigen Wein Hispanias getrunken — sehnt sich nach den Metkrügen der Heimat?

Wer, den funkelnde Augen gegrüßt, dem purpurne Lippen gelächelt, den heiße, südliche Leidenschaft umlodert, trägt Verlangen nach den stillen Madonnengesichtchen des fränkischen Gaues, dem ruhigeren — aber ach, so tiefen und innigen Liebesvermögen der Fränkinnen?

Wer — den Fürstengunst umschmeichelt, der die berauschende Luft eines glänzenden Hoflebens geatmet —

sehnt sich mit vierundzwanzig Jahren nach den Pflichten, die ihn in der Heimat erwarten? Wer, frage ich —? —

Herr Muffel rief seinen Sohn.

Ein Geschäftsfreund überbrachte den Brief. Staunen stand in seinem Blick, als sich der junge, glänzende Kavalier von einer Gruppe fröhlicher, ausgelassen scherzender Menschen loslöste und auf ihn zueilte.

D a s war Niklas Muffel —?

Er war schöner, wie ein junger Gott. — Das seidige Haar lockte sich über der edlen Stirne. Dunkle Augenbrauen, so fein gezeichnet, als habe ein Maler die geschwungene Linie gezogen, und lange, schwarze Wimpern ließen das tiefe Blau der lachenden Augen noch tiefer leuchten. Die edlen Züge hatten vollkommenes Ebenmaß.

Herrlich umschloß das spanische, reiche Gewand den hohen, prachtvoll gebauten Leib des jungen Mannes.

Ja, Niklas Muffel war schön wie ein junger Gott, und sein bezwingendes Wesen, die angeborene Güte seiner weichen Natur hatten ihm auch hier am Hofe alle Herzen im Sturme erobert. —

Als Niklas Muffel den Brief seines Vaters gelesen, verfinsterten sich seine Züge.

Der Vater rief ihn — n i c h t einmal ein Ruf war es — es war ein Befehl. Seit einem Jahr kränkelte der alte Herr Muffel. Das Geschäft brauchte den Sohn. — Ehrenämter der Stadt, beim Rücktritt des Vaters frei werdend, fielen anderen zu, falls der Sohn noch länger abwesend war. Der Krieg vor vier Jahren mit dem Brandenburger war zwar ziemlich glimpflich beendet worden, ohne nennenswerten Schaden, jedoch gärte es noch immer, trotz aller zur Schau getragenen Friedensbereitschaft. Vielleicht, daß auf Niklas Muffels persönlichen Einfluß wichtige Vermittlertätigkeit wartete.

Man hatte im Ehrbaren Rat schon davon gesprochen. Er, Niklas, sei itzt kein Kind mehr, er sei ein Mann. Und die Heimat bedürfe seiner Kräfte. Er wolle ihm auch nit vorenthalten, mitzuteilen, daß sein Tochtermann, Jobst Tetzel, es nit ungern sehen würde, wenn Niklas noch länger fort bliebe, maßen dann man nit umhin könne, statt seiner ihn, Tetzel, in den Rat zu wählen, sintemal besagter Tetzel überhaupt keine sehr freundliche Stellung zu ihm einnehme und leider sein Weib auch zu sich herübergezogen habe. Ihm jedoch stehe der einzige Sohn näher als der Eidam. Und kurz und gut, Niklas möge seine Sachen packen und den Transport Waren, den der Geschäftsfreund in Spanien zusammengestellt habe, nach Deutschland begleiten.

Am spanischen Hofe gab es ein bitteres Wehklagen, als es bekannt wurde, daß Niklas Muffel wieder nach seiner nordischen Heimat zurückkehrte. Heißer brannten zum Abschied Augen und Lippen, sinnbetörender klangen die Schwüre ewiger Liebe, die schon nach kurzen Trauertagen in den Armen anderer Kavaliere gebrochen wurden.

Niklas Muffel aber stand am Meer, starrte auf das Schiff, das ihn und die Habe seines Vaters nach Boulogne bringen sollte, und ihm war, als sänke ein roter Vorhang hinter ihm nieder und vor ihm breite sich in endlosem Grau der Nebel der nordischen Heimat.

Als die Reiter den Wald verließen, lag eine kleine Erhöhung vor ihnen.

„Ah, der erste Gruß der nahen Stadt," lachte der nach spanischer Art reichgekleidete vorderste, dem die beiden anderen folgten. „Jörg, reute voran und schaue, in welche Gemarkung wir geraten sind. Dort sehe ich die Grenzsäule."

Der Diener sprengte der Anhöhe zu. Gleich darauf kehrte er zurück.

„Seind auf dem richtigen Weg, Herr! Das Städtlein heißt Schwabach, so auf der Säule gemalet steht. Der Hügel aber ist der Rabenstein. Huh, Herr, es grauset einem! Seind die Aasgeier am Werke!“

Eine leichte Blässe glitt über das schöne, von der Sonne Hispanias gebräunte Gesicht Niklas Muffels.

„Solichs deucht mich kein guter Empfang,“ sagte er. „Unser Weg führt vorbei — caramba! So müssen wir ihn reuten. Dahinter liegt die Stadt. Herberge wird, traun, dort sein.“

Er gab seinem Roß leicht die Sporen. Näher kam die Anhöhe. Höher und höher wuchs das schauerliche Gerüst des Galgens aus der klaren Herbstluft heraus. Der tote Körper eines Mannes und ein paar Teile Gevierteilter hingen daran. Ein ekler, süßlicher Geruch von verwesendem Fleisch zog herüber. In großem Bogen kreisten zwei Geier über dem Hügel. Raben saßen auf dem Gerüst, hackten die scharfen Schnäbel in die zerfallenen Leiber und rissen blutige Stücke Fleisch heraus. Ihr mißtöniges Gekrächze, mit dem sie sich die Mahlzeit streitig machen wollten, erfüllte die Luft.

Niklas Muffel hielt sein Pferd.

„Häßlich ist das und widerwärtig,“ murmelte er. Dann fuhr er die Diener an: „Nehmbt die Hüte ab und betet ein stilles Vaterunser. Wer weiß, ob es denen da drüben an der Wiege gesungen wurde —? Ihre armen Seelen sollen ihr Recht haben!“

Ein Grauen schüttelte die blühende Gestalt.

„Und nun im Trab der Stadt entgegen! Die Schwabacher mögen inne werden, daß Niklas Muffel bei ihnen einzieht!“

Sorglos heiterer Übermut beherrschte den jungen Patrizier wieder, den verzogenen Günstling des hispanischen Hofes. —

Wer in dem Städtlein Schwabach zur Nacht Unterkunft haben wollte, mußte vor Garausläuten kommen, ansunst dem Säumigen ein Lager bei Mutter Grün drohte.

In der einzigen Herberge des Ortes war reges Leben, als Niklas Muffel mit seinen beiden Dienern vor dem ziemlich unfreundlich aussehenden Hause abstieg. Das hohe, fränkische Dach neigte sich tief herab, in der Mistgrube neben der Haustüre wälzte sich ein Schwein, Hühner liefen bis in den düsteren Flur, wo Bier- und Metfässer standen.

Niklas Muffel stob wie ein Wirbelwind in das dunkle Haus.

„Wirtschaft! He, Wirtschaft!" schrie er zornig.

Ein Schiebfenster bewegte sich. Der rote Kopf des Wirtes ward sichtbar.

„Geht nur herein ins Gastzimmer," sagte er gleichmütig. „In einer Stunde wird gegessen."

Dunkles Rot stieg in das schöne Antlitz des jungen Patriziers.

„Was erfrechet Ihr Euch?" fuhr er das feiste Gesicht hinter dem Schiebfenster an. „Seid Ihr ein Wirt oder seid Ihr es nit? Caramba! Soll ich Euch fränkischem Dickschädel Manieren lehren? Ihr habt einen Edlen vor Euch, Ihr fürtrefflicher Herbergsvater, der auf dem Nagel seines kleinen Fingers Eure ganze Bude davontragen könnte! Kriecht heraus aus Eurem Mausloch und weiset mir ein anständiges Losament an und meinen Dienern und Pferden gute Unterkunft. Auf Geld kommt mir's nit an."

Das Gesicht verschwand hinter dem Schiebfenster. Der

Wirt schien sich zu überlegen, ob er sein Phlegma aufgeben und für den unguten Gast ein übriges tun solle oder nicht. Schließlich entschloß er sich zu ersterem, da er bei dem Patrizier einen gefüllten Beutel witterte, und erschien in Hauskappe und weißer Schürze.

Aus dem Gastzimmer tönte lauter Gesang. Eine starke Einzelstimme johlte herausfordernd:

„Will uns der Pfarrer nit beistahn,
So wöllen wir ihn also liegen lahn[1]."

Und jubelnd fiel der Chor ein:

„Glam, Glam, Glorian,
Die Sau, die hat ein' Panzer an!"

„Was ist da drinnen für eine Kirchweih?" fragte der junge Muffel mit einem mißmutigen Blick nach der Türe.

„Seind Bakkalauren[2], Euer Gestrengen," entgegnete der Wirt untertänig. „Reisen nach Leibtog[3] auf die Hohe Schule. Wird ihnen wohl der Magen knurren. Verkürzen sich derhalben die Zeit mit Gesang. Losament, Herr, habe ich bloß noch eines. Alles besetzt, vom Dach bis in den Keller. Diener schlafen meistens hinten im Stall bei den Pferden."

„Haber ist im Haus?"

„Zu dienen, Euer Gestrengen. Kostet der Simra achtzehn Taler rheinisch."

„Hundesohn von einem Wirt! Das ist Wucher," fuhr der junge Muffel auf. „Hatte ihn die gute Stadt Nürnberg vor vier Jahren, als ich fortritt, um fünfzehn Gulden das Simmer eingelagert. Hüte dich, Wirt," schloß er drohend. „Du hast Niklas Muffel von Nürnberg vor dir! Mein Wetzger kann es tragen, doch es wird mancher bei dir nächtigen, dessen schmales Beutelein sich bei dir verbluten muß!"

[1] Lassen. [2] Studenten. [3] Leipzig.

Der Wirt kroch ganz in sich zusammen.

„Halten zu Gnaden, Euer Gestrengen, ich habe mich ein Zehntel verrechnet," wimmerte er. „Belieben Euer Gestrengen einstweilen in die Gaststube hereinzuspazieren. Es wird alles aufs beste gerichtet werden."

Die beiden Diener hatten unterdes in dem überfüllten Stall Umschau für ihre Tiere gehalten. Als echte Deutsche zeigten sie ausgiebig, daß sie im Auslande etwas gelernt hatten, rollten die Augen auf spanische Art und nötigten mit saftigen spanischen Flüchen den fremden Roßknechten Bewunderung und einen besseren Platz für ihre Pferde ab. Nachdem die Tiere versorgt waren, begaben sie sich in die Leutestube, ließen die Taler im Sack klimpern, denn Herr Muffel sparte nicht an seinen Ehehalten, und hatten bald eine andächtige Zuhörerschaft um sich versammelt, der sie von dem schönen Land Hispania erzählten, und daß ihr Herr, Gestrengen Herr Muffel, mit dem Kaiser sozusagen auf du und du stünde.

Ein buntbewegtes Bild bot sich dem eintretenden Muffel. Die ganze niedrige Gaststube saß voll von Menschen, Reisenden aller Art. Eine Ecke nahm das Häuflein der Bakkalauren ein, welche zu einer Mandoline Trink- und Schelmenlieder sangen. Kaufleute, fahrende Ritter, Frauen mit Kindern reihten sich aneinander. Nahe bei der Türe bot ein junges Weib seinem Kinde die Brust. Landsknechte spielten daneben Wurfzabel mit Schelmbeinen und stritten sich gewaltig untereinander. Einer hatte sein Hemd ausgezogen, breitete es vor sich aus und untersuchte es auf Löcher. Die Neuankommenden zogen sich ohne Umstände um, wechselten Kleider und Wäsche, denn in den Losamenten fand nur knapp das Bett Platz. Trotz der Wärme, die die vielen zusammengepferchten Menschen ausströmten, hatte der unsaubere

und mürrisch blickende Diener ein mächtiges Feuer in dem großen Kamin entzündet, da die Abende schon anfingen, kühl zu werden. Verdrossen lehnte sich Niklas Muffel in die hölzerne Bank zurück. Der Wein, den ihm der Diener nach mehrmaligem Drängen gebracht, war teuer und schlecht.

Er stieß das Glas von sich und blickte finster vor sich hin.

Der reichgekleidete Fremde hatte die ganze Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich gezogen. Die Studenten sangen ihm Schelmenverse zu, die Landsknechte stritten sich über seine Nationalität, die junge Mutter schloß verschüchtert ihr Gewand an der vollen Brust.

Da glitt ein Lächeln über das schöne Gesicht des Fremden und er schob ein Guldenstück in das Händchen des jetzt schlafenden Kindes.

Neben ihm saß ein munterer Geselle, der bei den Schelmenliedern der Bakkalauren tapfer mitgesungen, jedoch auch dem Wurfzabel voll tiefer Kennerschaft zugeschaut.

„Liebwertester Herr Nachbar,“ sprach er Herrn Muffel jetzt an, „Ihr sehet sauer drein. Der Wein hat Euch von seinem Charakter einen Teil abgegeben! Auch dürfte wohl der Aufenthalt allhie Euch ein wenig zu unpaß kommen.“

„Bin solichs nit gewöhnt,“ entgegnete Niklas Muffel hochmütig.

„Seid wahrscheinlich ein anderes Reisen und Herbergen gewöhnt, gestrenger Herr. Wer aber, wie ich, schon durch die halbe Welt gewandert ist, der lernt den Wert der d e u t s c h e n Herberge trotz allem schätzen. Seind wohl zu Frankreich und Italia die Herbergen ein wenig zierlicher als hie zu Lande. Ja, zu Frankreich wird man gegrüßet, als sei man der liebste Gast und

habe man bloß auf einen gewartet. Bettschätzlein bekommt man umeinsunst dazu — und die welschen Mägdlein haben Feuer im Leib, corpo di cane! Aber wenn du am nächsten Morgen aufwachst, kann dein Wetzger, dein Rößlein, dein ganzes Hab und Gut zum Teufel sein. Hier könnt Ihr bei offenen Türen so sicher schlafen wie in Abrahams Schoß. Es tut Euch niemand etwas zuleide."

Der mürrische Diener erschien jetzt wieder, überzählte die Gäste, deckte die Tische mit groben Hanftüchern und stellte hölzerne Teller mit hölzernen Löffeln und jedem Gast einen gläsernen Becher hin. Darauf legte er ein großes, rundes Brot auf jeden Tisch.

„Es gibt einen tüchtigen Happen Pappen," sagte der lustige Vogel vergnügt, und die Landsknechte wetzten ihre Messer im Vorgenuß der nahenden Tafelfreuden. In mächtigen Schüsseln kam jetzt die Suppe zugleich mit einem geringen Landwein auf den Tisch, eine ausgezeichnete Fleischbrühe, in der Brotstücke schwammen. Dann folgte gekochtes Salzfleisch, darauf Hirsebrei in riesigen Quantitäten. Wer noch nicht satt war, konnte sich an Braten und Fische halten.

Nun setzte der Diener mehrere Krüge eines besseren Weins auf den Tisch und dazu einige Platten mit Käse. Die Bakkalauren und Landsknechte, welche wußten, daß der Wein nicht extra gerechnet wurde, sondern ins Essen ging, schenkten wacker ein. Die Stimmung stieg. Da es nicht erlaubt war, aufzustehen, ehe jedermann seine Schuldigkeit entrichtet hatte, so entstand an den Tischen ein fürchterlicher Lärm. Die Bakkalauren stimmten ihre Lauten und nahmen ein anderes Trinklied vor:

„Wein, Wein, von dem Rhein
Lauter, klar und fein!

Dein' Farb' gibt gar lichten Schein —
Als Kristall und Rubin,
Du gibst Medizin.
Fürs Trauern schenk' du ein!
Trink, gut Kätterlein,
Macht rote Wängelein!"

Ein Dirnlein am unteren Tisch, das mit seinen Eltern in die Stadt verzog, quiekte auf, denn es hatte einen unterirdischen Fußtritt bekommen, der nit gar sanft gewesen sein mochte. Das Kind erwachte und mischte sich mit gellendem Geschrei in den Spektakel.

Von den Landsknechten hatte einer den anderen beim Schopf genommen, den er bezichtete, zu holländern, nämlich die Würfel so zu rollen, daß sie schleiften. Der lustige Geselle an Niklas Muffels Seite sah voll innigen Vergnügens auf das bunte Bild.

„Herr," sagte er, „der Knecht wird itzt bald erscheinen zur Abrechnung, und darauf verrollt sich ein jeder in seine Kemenate und ich sehe Euch wohl nie im Leben wieder. Laßt mich Euch noch einen kleinen Ratschlag fürs Leben erteilen:

Wiltu ein Tag fröhlich sein?
Geh ins Bad.
Wiltu ein Wochen fröhlich sein?
Laß zur Ader.
Wiltu ein Monat fröhlich sein?
Schlacht' ein Schwein.
Wiltu ein Jahr fröhlich sein?
Nimm ein jung Weib!

Und dann, Herr, dann tut ab Euer licht Gewand und legt Sack und Asche an! Amen! — Pfech* — da kombt

* Pfui!

das alte Borstentier schon," unterbrach er sich, als der Diener einen großen Teller schweigend auf den Tisch stellte. „Heraus mit dem Obolos, maledetto! Das Spiel ist zu Ende!"

Jeder legte seine Schuldigkeit auf den Teller. Der Diener rechnete lange und umständlich zusammen. Dann nickte er befriedigt. Es fehlte nichts. —

Zornig breitete Niklas Muffel seinen spanischen Mantel über das wenig saubere Bett, dessen vollgestopfte Kissen ihn fast erdrückten. Schwüle Träume umdrängten ihn. Beim ersten Tagesgrauen machte er Lärm, ließ die Diener wecken, und in den frischkalten Herbstmorgen hinein stoben die Reiter, Nürnberg entgegen.

Der Nebel zog sich noch in langen Schwaden über die Waldwiesen, wo das Heidekraut in flammender Blüte stand. Aus grauen Hüllen schälte sich der Tag leuchtend und strahlend.

Niklas Muffel fror in der kühlen Sonne. Er war die heißere des fernen Landes gewohnt, das er so ungern verlassen.

Nun ihm die glutende Sonne Spaniens die Haut gebräunt, der feurige Wein seine Sinne gepeitscht, Fürsten- und Frauengunst ihn umschmeichelt hatten, schien ihm die Heimat kalt und unwirtlich.

„Seind meine Reiswägen wohl schonst zu Nürnberg?" sagte er sinnend. „Der Zeit nach dürfte es sein. Oder — was steht dort am Waldeck für ein Karren? Söllt' der Carlos, der Tölpel, umgeworfen haben?"

Er spornte sein Pferd, die beiden Diener stoben ihm nach.

„Cielos — da ist ein Unglück passiert, Herr!" rief einer der Diener. „Leicht ein Reiswagen, so von Raubrittern überfallen worden ist!"

Mitten auf der Straße stand ein großer, blau angestrichener Wagen, welcher sich auf der einen Seite bedenklich neigte. Mehrere Männer, offenbar das Geleite, deren Pferde an den nächsten Bäumen angebunden waren, bemühten sich um das gebrochene Rad.

„Sitzet ab," befahl der Jung Muffel seinen Dienern, „und helft den Leuten das Ungetüm wieder auf die Räder zu bringen. So man einem Menschen beispringen kann, so soll man es tun. W e r reiset in diesem Kasten nach Nürnberg?" schloß er, einen Blick in den Wagen werfend.

Tief in die Polster zurückgelehnt, saß eine ältere Frauensperson und schlief, das feiste Kinn fest auf die Brust gedrückt.

„Ich danke Euch, Herr Niklas Muffel von Nürnberg," sagte plötzlich eine reine, helle Frauenstimme vom Rand des Waldes her.

Niklas Muffel fuhr herum. Dort saß ein junges Maidlein von ungewöhnlicher Schönheit. Solch große, dunkle Augen, samtweich wie Aurikeln, solch feines, keckes Näschen, solch samtene, bräunliche Haut hatte Niklas Muffel hier im Frankenland nicht zu sehen erwartet. Verblüfft starrte er die fremdartig anmutende Erscheinung an.

Das Mädchen betrachtete ihn lächelnd, fast etwas spöttisch. Die reiche Kleidung verriet ihre vornehme Herkunft. Man hätte sich zu dieser zierlichen, im schönsten Ebenmaß gebauten Gestalt auch schwerlich einen anderen Rahmen als von Samt und Seide denken können.

„Woher kennt das Fräulein mich?" stammelte der junge Mann verwirrt.

„Woher ich Euch kenne, Herr Niklas Muffel? Habe ich nit Euretwegen eine Schachpartie aufgeben müssen, die ich gewonnen hätte — eine Schachpartie mit Herrn Anton Tucher zu Nürnberg? Euch wird meine unbe-

deutende Erscheinung kaum noch in Erinnerung sein. Ich war ein Kind damals, von fünfzehn Jahren. Seitdem sind jedoch vier Jahre verflossen. Nun bin ich die erste, die Euch an der Schwelle der Heimat begrüßen kann. Gersuinda von Jontschu heißt Euch willkommen, Herr Muffel. Ich habe Euch gleich erkannt."

Vor Niklas Geist stieg ein holzgetäfeltes Patrizierzimmer auf: Am Schachtisch der Freund und ein zierliches Kind mit dunklen Augen, die ihn prüfend musterten. — Er nahm den reichen Federhut ab und beugte auf spanische Art das Knie. „Befehlet über mich, edles Fräulein."

Gersuinda von Jontschu lachte. Es klang, als ob eine ganze Reihe von Glöcklein erklängen.

„Nun — so befehle ich, daß Ihr Euch zu mir hersetzt und mir ein wenig von Hispania erzählt. Eine Genugtuung seid Ihr mir für das verlorene Schachzabel schon schuldig, Herr Muffel."

„Seid Ihr so gewiß, Fräulein von Jontschu, daß Ihr die Partie gewonnen hättet?" fragte Muffel lächelnd. Schneeweiß blitzten seine herrlichen Zähne zwischen den vollen Lippen, die kaum noch der Schimmer eines Bartes deckte. „Mein Freund, Herr Anton Tucher, spielt gut."

„Ich gewinne immer — wenn ich mit Männern spiele," sagte das Mädchen. Es klang kindlich und unbefangen, doch der Blick, der über die schöne Gestalt des jungen Mannes glitt, war nicht der eines Kindes. „Mit meiner Tante zu Böheimb habe ich stets verloren. Oh, sie war streng, meine Tante. Gott sei tausendmal Dank, daß sie voriges Jahr am schwarzen Tod starb. Nun fahre ich zu meinem Oheim, dem Verwalter des kaiserlichen Jagdschlosses Brunn. Er kennt die Familie Tucher gut, und von ihm erfuhr ich, daß Ihr von Hispania

zurückkehren würdet, Herr Niklas Muffel. Aber nun erzählt: Ist es schön in Hispania? Schöner wie in diesem langweiligen, steifen Frankenland? Gibt es dort schöne Frauen, Herr Muffel?"

„Es gibt schöne Frauen," sagte der junge Muffel leise. „Und sie sparen nicht mit ihrer Liebe. Doch mich deucht, traun, daß Ihr es mit der Schönsten aufnehmen könnt, Fräulein von Jontschu."

Ein flüchtiges Lächeln teilte die tiefroten Lippen des Mädchens und ließ eine fehlerlose Reihe reizender Zähne sehen. Dann sprach sie leichthin: „Der Wald hierum ist schön und schattig. Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen, Herr Muffel, bis meine Leute mit Hilfe der Ihrigen das Flickwerk beendigt?"

Weit dehnte sich der üppige Laubwald ins Land hinein. Bis auf den moosüberwachsenen Boden hingen die Zweige der Buchen und Eschengebüsche. Hie und da strebte eine dunklere Fichte oder der schlanke Stamm einer Föhre über das helle Grün hinaus. Mächtige alte Eichenbäume hatten sich, kraftvoll den Boden aussaugend und alles Leben ringsumher ertötend, Platz geschaffen. Trotzig standen sie auf kleinen Nurungen, doch konnten sie es nicht verhindern, daß die genügsame Heide bis dicht an ihre aus dem Boden ragenden Wurzeln herangekrochen war. Und jetzt blühte sie, die Heide.

Ein leuchtender, violetter Kranz zog sich durch das dichte Grün. Die Immen hatten hohe Zeit! Hochzeit der Immen in den Waldungen des Frankenlandes!

Sommersonnenselig summten sie um die strahlenden Blütenbüschel, rafften zusammen, was sie an Süßigkeit tragen konnten, trugen es heim, kehrten wieder, geschäftig und unermüdlich, um wieder mit Schätzen beladen davonzufliegen. —

Die Straße mit dem Wagenungetüm war den Blicken der beiden jungen Leute entschwunden.

Vor ihnen lag eine kleine Anhöhe, dicht bewachsen mit blühender Heide und Farnkräutern.

„Ist das nicht wie ein köstlicher Teppich?“ jubelte Gersuinda von Jontschu. „Sind das nicht die weichsten Blütenkissen? Setzen wir uns ein Weilchen, Herr Muffel! Und Ihr erzählt mir von Hispanias schönen Frauen.“

„Söllt' ich von schönen Frauen erzählen, wenn die Schönste mir zur Seite geht?“ fragte Niklas Muffel. „Söllt' ich in Erinnerungen schwelgen, wenn das wonnige Leben neben mir blüht?“ Ein Siegerlächeln teilte die vollen Lippen. „Soll ich Euch erzählen, edles Fräulein, wen Niklas Muffel geküßt hat unter Hispanias Sonne — oder wollt Ihr selbst ermessen, ob er es unter deutscher nit auch noch vermag?“ —

Die Bienen summten ärgerlich. Mitten im blühenden Heidekraut ruhten zwei blühende Menschenkinder. In den Wipfeln rauschte es, und neugierige Finken hüpften erregt näher und näher. —

In der blühenden Heide küßte Niklas Muffel, Herrn Muffels Sohn, das Fräulein von Jontschu. —

Die Duenna, welche halb Dienerin, halb mütterliche Beraterin war, erhob ein Zetergeschrei, als nach einer Stunde das junge Paar wieder zum Vorschein kam. Der Wagen stand auf seinen vier Rädern, zum Abfahren bereit, die Pferde schnaubten und scharrten ungeduldig.

Fräulein von Jontschu lachte zu den in einer fremden Sprache lamentierten Vorhaltungen der Alten. Lachend gab sie Niklas Muffel die Hand. Dann stieg sie in den Wagen. Die Reiter saßen auf. Noch einmal verneigte sich der junge Mann auf spanische Art vor dem Fräu-

lein. Dann stoben die Pferde davon. Ein dunkelglühender Blick flog hinter ihm her.

„Er wird kommen," murmelte das Mädchen. „Und dann — wird er mein sein."

Überall wo in diesen Tagen Nürnberger Hausfrauen und Ehehalten zusammenkamen, an den Brunnen, auf dem Milchmarkt, an den Krämen am Markt beim Schönen Brunnen, allwo die Gesindeverdingerinnen Mägde und Neuigkeiten verhandelten und hinten im Judenviertel beim Rathaus wurde es erzählt, daß Herr Niklas Muffel, der Sohn Herrn Muffels vom Dielinghof, wieder heimkehrte von dem fernen Hispania, malen Herr Muffel nit sonderlich gut beieinander sei. —

Aber vielleicht wurde in den holzgetäfelten Patrizierzimmern noch eifriger darüber verhandelt als an den Brunnen und bei den Krämen!

„Itzt kommt er zurück," sagte der Jungherr Anton Tucher, und über sein blasses, bartloses Gesicht, welches fast nie den Zug eines grüblerischen Ernstes verlor, glitt ein Lächeln. „Der kleine Niklas, der strahlende Jüngling — nun ist er zum Mann geworden. Und er bringt seine Manneskraft der Heimat. Wohl, Nürnberg kann tüchtige Männer brauchen."

„Itzt kehrt er zurück," sprachen der Jung Holzschuher, der Imhof, der Koler, der Volkammer zueinander, und die Hoffnung auf frohe Stunden mit dem frohen Gespielen der Jugend, auf Feste und Kurzweil bewegte alle.

„Itzt kehrt er zurück," sagte der Jung Tetzel am Abend zu seinem ehelichen Gemahl, der Maria Muffelin. „Und sie tun, als ob der Kaiser selbst seinen Einzug halte. Ist etwa bei unserer Lautmerung oder Hochzeit ein derartiges Backen und Braten gewesen, wie itzt im Muffelhaus? Geht nit der Herr Vater umbher, als sei der

Himmel selber auf Erden komben, ganz zu schweigen von der Frau Mutter! Einen Wald von Bäumen hat der Matthes gestern in den Dielinghof gefahren. Die Jungmannen lassen ihre Pferde striegeln und zäumen, um ihn feierlich einzuholen, als nahte ein Fürst."

„Wirst dich nit ausschließen können, Liebwertester," fiel Maria Tetzelin ein. „Maßen es den Herrn Vater sehr erzürnen würde, wenn —"

„Wenn dem Herrn Sohn nit die Verehrung dargebracht würde, die er als selbstverständlich annimmt," rief der Tetzel erzürnt, indem er im Nachtgewand mit mageren bloßen Beinen hin und her stieg wie ein Storch im Lattich. „Söllt' ich die Zahl der Vasallen vermehren? Mit nichten! Ein Tetzel kann einem Muffel das Wasser reichen."

Die Jung Tetzelin hatte aus der Lade, allwo die Lebzeltlein und Honigspringerlein ihrer Bestimmung harrten, eine hübsche Portion genommen. Nun ergriff sie den Krug mit dem Elekturia, den in ganz Nürnberg niemand so fürtrefflich mit stärkenden Würzen zu bereiten wußte wie die Muffelin, und reichte einen Becher voll ihrem Gemahl.

„Eia, liebwertester Herr, wollet Euch doch nit ausschließen! Würde ja sofort ein Gerede in der ganzen Stadt sein, als seiet Ihr dem Schwäher nit günstig gesinnt. Selbiges kunnt' jedoch für später nit gut sein."

Das Wurztränklein Frau Marias war vorzüglich, auch schienen ihre Worte einen neuen Gedanken in Herrn Tetzel anzuregen.

„Du könntest recht haben," sprach er nach kurzem Überlegen. „Es mag besser sein, ich scheine nach außen mit Niklas ein Herz und eine Seele. Selbiges aber sage ich dir, Maria: wenn sich mir Niklas in den Weg stellen

wollte beim Rat — dann kenne ich keine Schonung. Er oder ich. Und mich dünkt, daß die Sache des Rats bei mir in besseren Händen ist."

„Trinket noch," schmeichelte die Tetzelin.

Die Angestellten Herrn Niklas Muffels waren heute nicht recht bei der Arbeit. Denn durch die offenen Türen, welche auf den großen, gepflasterten Einfahrtshof führten, sah man dort ein absonderliches, geschäftiges Treiben. Frau Brigitta Muffelin stand vor einem Berg guter Dinge aus der Speisekammer, dem Keller und dem Rauchfang des Hauses Muffel und gab der Gürtelmagd und dem Knecht Matthes Anweisungen. „Seind die Körbe für Sankt Kathrein schonst fertig? Die ehrwürdige Mutter Euphemia hält so viel auf meinen Magenbittern ein. Wo ist die Flasche? Und die Butterwecklein? Wo habt ihr die verpackt? Der Vater Martinus von den Barfüßern muß eine Flasche Elekturia bekommen. Und der Korb für das Siechenhaus? Richtig, da steht er. Sobald Herr Niklas einreutet, Matthes, fährst du ab und bestellst überall, Frau Muffelin sendet aus Freude ob des glücklichen Einstandes des Jungherrn eine kleine Verehrung."

Im ganzen Hause duftete es nach Tannengrün, und die dicke Köchin wendete und drehte saftige Braten am Spieß und schaute fleißig in der Röhre nach, aus der es lieblich duftete.

Herr Niklas Muffel aber saß oben im Zimmer mit den runden Butzenscheiben. Vor ihm lag die alte Familienbibel aufgeschlagen, und er überlas den Eintrag vom 24. Juni 1410: „Der Knabe soll nach mir Niklas Muffel heißen und in der Furcht des Herrn erzogen werden. Dazu helfe mir der allmächtige Gott."

Dann blätterte er mit kundigen Fingern in dem Buch

bis zu der Geschichte von der Rückkehr des Sohnes ins Vaterhaus. Des Verlorenen. Aber trotzdem empfing ihn jener Vater voll Freude.

Söllt' er sich nit freuen, söllt' sein Haus sich nit rüsten zum Empfang des einzigen Sohnes und Erben — des Sohnes, zu dem der Kaiser selbst die gute Stadt Nürnberg beglückwünschte? —

Ja, Herr Niklas Muffel konnte stolz sein auf seinen Sohn, und er wollte schonst sorgen, daß kein anderer — und sei es auch Herr Tetzel, sein Tochtermann — den Erben des Hauses Muffel von dem Platze vertreiben würde, an dem er, Herr Muffel, ihn zu sehen gedachte. —

Und doch lag es wie ein Dämpfer über der Freude des alten Kaufherrn. Warumb waren die Wagen schonst heimgekehrt ohne den Jungherrn? Ein Kaufmann hatte bei seinen Wagen zu bleiben, dem Gute, das ihm anvertraut ist, wo allenthalben auf Wegen und Stegen Gefahr lauerte. Warumb unterstellte Niklas die Wagen seinem Leibdiener Carlos, den er aus Hispania mitgebracht? Und ritt hinterher, gleich einem Buschritter — mit zwei Gesellen? —

Eine tiefe Falte grub sich in Herrn Muffels Stirne. Gewiß, Carlos sollte tapfer und zuverlässig sein. Jedennoch — Herr Muffel fuhr scheuchend über die Falte. Bah! Er wöllt' sich den heutigen Tag nicht verderben durch Grübeleien. Morgen aber, morgen söllt' ihm der Sohn Rede und Antwort stehen. —

Vor dem Hause ertönte Pferdegetrappel. Frau Brigitta trat erschrocken an die Türe. Eine glänzende Reiterkavalkade hielt davor. Frische, junge Gesichter lachten von den schönen Tieren herab. Die Jungherrn der Stadt Nürnberg, welche ausreuten wollten, den Gespielen einzuholen.

„Ich möchte fragen, Frau Muffelin, ob Ihr dem Sohne etwas zu bestellen hättet?“ fragte der Tucher.

Frau Brigittens Gesicht überzog ein eigenes Leuchten. Sie faltete die Hände über der Brust.

„Sagt ihm, Antony, er soll sich schlaunen*,“ sprach sie leise und schwer.

Der Tucher neigte den Kopf.

„Wohlan, Gesellen, reuten wir,“ rief er fröhlich.

Die jungen Leute grüßten die Patrizierin mit Anstand. Dann stob die ganze glänzende Schar den Ägydienberg hinunter. Hinter den Gittern des Klostergartens schauten blasse Gesichter den Reutern nach und wer kann es wissen, ob nicht manch ein sehnsüchtiger Seufzer hinter ihnen herflog in die blaue Ferne, vor der sich für ewig das hohe, gußeiserne Tor erhob? —

Durch die Straßen der guten Stadt Nürnberg aber lief auf eiligen Füßen die Nachricht, daß Herr Muffel vom Dielinghof, der Sohn des alten Herrn Muffel, heute zurückkehre von Hispania. Die Jungmannen zögen ihm entgegen, ihn heimzuholen in das Haus seiner Väter. —

So kehrte Niklas Muffel zurück. — Er sah von ferne in blauem Dunst die Türme von Sankt Lorenzen, Sankt Sebalden, Sankt Ägydien, die wuchtigen Umrisse der Burg — und ihm war, als sänke langsam ein Vorhang über das, was hinter ihm war, als träte in dem Maße, wie sich die Türme seiner Vaterstadt aus den Nebeln herausschälten, ein Erinnern, ein drängendes Sehnen, eine aufjubelnde Freude in den Vordergrund seiner Seele, die sie bald ganz erfüllte.

So kehrte Niklas Muffel zurück.

Tief, mit hispanischem Anstand neigte sich der An=

* Beeilen.

kommende vor seinen Eltern, beugte das Knie und zog den federgeschmückten Hut, daß die Spitze den Boden streifte. Aber der alte Muffel hob den Sohn in die Höhe.

„Wir seind hier nit zu Hispania, mein Sohn, wir seind Deutsche, und der Deutsche grüßt den Deutschen mit einem Händedruck."

Frau Brigitta jedoch schaute leuchtenden Blickes in das schöne, braune Gesicht vor ihr — ihr Sohn, ihr Kind — ihr fremd gewordenes und doch nicht fremd.

Durch die fremdartige Gewandung fühlte die Mutter das Herz ihres Kindes.

Das, was zwischen Frau Brigitta und dem Sohne im geheimen gewebt hatte, all die Jahre hindurch, zog die beiden auch zusammen, sobald der erste Freudenrausch der Begrüßung vorüber war. Die Mutter fragte nicht nach den Wagen, sie fragte nicht nach den Gunstbezeigungen der Fürsten und schönen Frauen. Sie fragte, eindringlich und heiß, mit einem Glänzen in den Augen, wie man es sonst nicht an der starken, kühlen Frau sah: „Und das Heil deiner Seele, Niklas? Hast du das Heiltumb noch von Küng Wenzeslav? Wo ist das Heiltumb, Niklas? Hat es dich bewahrt?"

Mutter und Sohn waren allein in dem Privatzimmer Frau Brigittas. Durch bunte Butzenscheiben fiel das Licht in seltsam gebrochenen Strahlen auf die Holzvertäfelung des Raumes. Dem Fenster gegenüber stand ein kleines Betpult. Dorthin führte Frau Brigitta den Sohn. Stumm blickte sie in das schöne Gesicht des jungen Mannes. Dieser nestelte an seinem Wams. An der Herzseite lag ein kleiner Beutel. Sorgsam, fast andächtig zog ihn Niklas Muffel hervor. In seinen Augen glühte jetzt dasselbe Licht wie in denen Frau Brigittas.

„Kniet nieder, Frau Mutter," flüsterte er. „Was ich

Euch zu zeigen habe, ist heiliges Gut. Ja, Küng Wenzeslavs Heiltumb bringe ich Euch zurück, unversehrt, wie Ihr es mir übergeben."

Er legte eine goldene Kapsel in die Hand der Mutter.

„Doch das Glück war mir hold. Erinnert Ihr Euch des güldenen Ringes vom Herrn Vater mit dem Edelgesteine und der güldenen Mantelspange, so Smaragden und Demanten zierten? Beides gab ich hin — um das zu erstehen. Ein alter Mönch hat es mir mit vieler Mühe verschafft. Mutter, kniet, kniet —. Dieser Span ist vom Kreuz des Herrn, und dies ist ein Stückchen vom Rock Sankt Paulus, den er bei seinem letzten Gang trug."

Zitternd vor Aufregung reichte er die beiden Reliquien der Frau.

Frau Brigitta sank in die Knie und drückte den kleinen Span und die Glaskapsel, in welcher ein verblichenes Stückchen roten Tuches eingeschlossen war, an ihre bebenden Lippen.

„Oh, so ist unserem Dach Heil widerfahren, Niklas!" flüsterte sie. „Mein Sohn, dein Eingang sei gesegnet! Deine Mutter segnet dich!" — — —

„War angesehen und behandelt wie ein Ritter, wie die Herren aus edelsten Geschlechtern am Hofe zu Madrid," fuhr Niklas Muffel auf. Über der geraden Nase erhob sich eine kleine, böse, steile Falte. Die vollen Lippen schürzten sich hochmütig. „Söllt' ich dann hinter den Wagen herfahren gleich einem Krämerlein? Mitnichten, Herr Vater! Einem Freien gleich, einem Edlen gleich, wöllt' ich einreuten, ich, der Sohn Niklas Muffels vom Dielinghof, dessen Name bei Fürsten und Herren geachtet ist wie ein edler."

Der alte Herr Muffel klopfte mit einem Stück Kreide

auf das Tuch des Kontorpultes, vor dem Vater und Sohn standen.

„Der Boden, auf dem du stehst, wurde erworben durch den eisernen Fleiß deiner Vorfahren. Oben im Zimmer saß König Wenzel von Böheimb, und deine Mutter hat ihm das Haar gewaschen, so man einem wohlbekannten lieben Gast tut. Der Gast des Kaufmanns war er, Niklas, zu dem er gerne kam. Schonst manchen edlen Herrn hat dieses Haus beherbergt. Stolz, Niklas, stolz sei auf den Hund[1] und die Fische im roten Feld. Nit aber blenden lasse dich vom Glanz der Fürstenhöfe. Itzt bist du zu Nürnberg, Niklas, und es gibt Arbeit hie. Nit umeinsunst bin ich noch jahraus, jahrein zu Rate gegangen. Auf dich wartet mein Platz. Sie können Herrn Muffels Sohn nit übergehen, Niklas, und den Tochtermann wählen. Ich aber will den Sohn an meiner Stelle sehen. Auch die Liebung[2] und die Entschädigung von sechs Pfund Haller für die Bewachung der Harnasche und des Pleidenhauses[3] söll in deine Tasche fließen und nit in die Jobst Tetzels."

Niklas Muffel machte eine ungeduldige Bewegung.

„Sechs Pfund Haller," sagte er leichthin.

Der alte Muffel schaute ihn strafend an.

„Wer den Haller nit ehrt, ist des Guldein nit wert; Niklas, Niklas! Fürstengunst hat dir den Sinn verwirrt! Niklas, du hast Kaufmannsblut in den Adern. Und ist ein Kaufmann nit der freieste Mann? Seind seiner Betätigung Schranken gezogen? Kann er nit aller Welt Länder bereisen? Ist sein Weitblick begrenzt — so er solchen hat? Nein, unbegrenzt darf er seine Pfähle stecken. In friedlicher Arbeit darf er sein Eigentum

[1] Wappen der Muffels. [2] Entschädigung für Ratsherrn. [3] Geschützhaus.

vermehren, nit besudelt vom Blute Erschlagener. Aber in Arbeit, Niklas, in Arbeit!"

Niklas Muffel hob den Kopf.

„Ich will arbeiten," sagte er laut. „Für unser Wappen — und für meine Vaterstadt. Aber, Herr Vater, ein Muffel leidet keinen über sich. Werde ich in den Rat gewählt, so söll mich keiner überflügeln. Herr im Hause will ich sein, und die Losungstube soll für mich kein Geheimaltar mehr bleiben."

Er lachte. Es war das sieghafte Lachen, das seine Schönheit hinreißend machte. Dann scherzte er übermütig mit der großen, dänischen Dogge, die er aus Hispania mitgebracht, ein Geschenk des Königs.

Der alte Muffel sah sorgenvollen Blickes auf das anmutige Bild.

„Das walte Gott," murmelte er.

Leuchtende Herbstsonne lag auf der gesegneten fränkischen Landschaft. Die Felder waren schon abgeerntet. Das Bauernvolk hatte in hohen Fuhren eingebracht, was draußen in einem heißen, trockenen Sommer gewachsen war, und sich dann beim Erntetanz um die Dorflinde geschwungen.

Niklas Muffel wehrte sich mit aller Macht, an dem Tanz unter der Linde teilzunehmen. Jedoch der alte Herr Muffel verstand keinen Spaß.

Er selbst konnte schon jahrelang, seines Gichtleidens wegen, den Erntetanz, so wie es Brauch, nicht mehr anführen. Nun der Sohn zurückgekehrt, mußte er ihn vertreten. Der Dorfschultheiß schubste die hübscheste Dirne von Eschenau vor den Jungherrn hin, die ihn aus hellen, fränkischen Augen halb ängstlich, halb begehrlich anlachte. Widerwillig legte der junge Muffel

den Arm um das schwitzende Dirnlein. Aber mit bewundernswerter Gewandtheit paßte sich das Kind aus dem Volke der eleganten spanischen Führung an, und so ging der Tanz gut zu Ende. Dann drängte alles auf den Plan. Die jungen Patrizier, die mit Niklas zum Erntedankfest herausgeritten, rissen sich die hübschesten Bauernmägde aus den Händen, und einer der Ausdauerndsten im Tanze war Herr Tetzel, dem offenbar viel daran gelegen, die Popularität des Hauses Muffel zu erhalten.

Niklas Muffel hatte kein Verständnis für die derbsinnliche Kraft, das urwüchsige Frohe, was in diesem Tanze des Landvolkes lag. Unbemerkt stahl er sich fort und trat durch eine Hinterpforte in den Garten seines Vaters.

Ein großer Eichbaum breitete seine Äste weithin. Schon leuchtete das Laub flammendrot und sonnengelb. Ein bunter Kranz von Herbstblumen schlang sich um die Beete. Es war, als ob das Jahr noch einmal all seinen Reichtum an wundervoller Schönheit in Farben, Glut und Sonnengold zusammenfaßte und über diese Herbsttage ausgösse. Und doch war es nicht mehr das lebenstrotzende Blühen des Sommers. Es gab keine Knospen mehr. —

Auf der Bank saß Anton Tucher.

„Ei, sieh da, Antony," sagte Niklas. „Das ist recht, so können wir plaudern, indes die anderen tanzen. Warumb tanzt du nit, Antony?"

„Muß ständig Rücksicht nehmen auf mein Herz, das so oft nicht parieren will. Aber du, Niklas? Macht dir der Tanz keine Freude?"

„Widerlich ist mir alles, was roh, tierisch, ohne Kultur ist."

„Es ist der Lebensausdruck des Volkes," entgegnete der Tucher. „Es scheint mir nicht abstoßend, wenn man den Boden bedenkt, aus dem solche Freude gewachsen. Sie *sollen* ihre Freude haben. Aber sie sollen in den Grenzen bleiben, die ihnen gezogen sind. Und die sie ziehen — das sind *wir*."

„Ob es ein von Gott gewolltes Privileg einzelner Bevorzugter gibt?" sagte Niklas Muffel nachdenklich. „Wer regiert? Einige bevorzugte Familien, denen die Tradition das Zepter in die Hand drückte, wo der Sohn dem Vater folgt, wo ihn höchstens die Intrige der Geschlechter untereinander verdrängen kann — nie aber der Wille des Volkes. *Das* aber ist die Mehrzahl. Und es zahlt Abgaben, Steuern und Zehnten. Doch seine Rechte beschränken sich auf ein Minimum. Der Patrizier zahlt seine Losung nach eigenem Ermessen eingeschätzt. Die große Menge der Handwerker, die, mit ihren Zunftmeistern an der Spitze, stets bereit waren, für das Ansehen der Stadt zu bluten, steht nebenan. Antony, es will mir nit in den Kopf."

„Was versteht das Volk, das kaum über den Zaun seines Hausgärtleins schauen kann, von der Regierung einer hochbedeutenden Stadt, gleichwie Nürnberg?" entgegnete der Tucher erregt. „Kunnt' ein artig Gebräu werden, so jeder sein eigen Süpplein am Feuer des Rates wöllt' kochen. Nein, Niklas, es gibt Traditionen, die bestehen bleiben *müssen*. Denn sie sind erprobt und bewährt. Die Regierung muß in der Hand der geschichtlich Bewährten und Mächtigen, der durch Geburt und Erziehung Prädestinierten bleiben. Kämen die anderen zum Ruder, dann brächten sie das Chaos. Denn Erfahrungen müssen erworben und gesammelt werden. Der sie besitzt, in dessen Hand söll man die

Macht lassen!" — Durch die Gartenpforte brach jetzt lachend und scherzend die glänzende Schar der jungen Patrizier.

„Ah, da sind die Ausreißer!" rief Kunrad von Stromer übermütig. „Niklas, warumb hast du deine Tänzerin im Stich gelassen? War ein feines Dirnlein, hat sich fast die Augen ausgeschaut nach dir."

Niklas zuckte die Achseln. „Geschmacksache," sagte er leichthin.

„Wer scheint dir denn gut genug, von deinem Wohlgefallen beehrt zu werden?" fragte Tetzel hämisch.

„Die Schönste von allen!" rief Niklas laut und froh.

Der Tetzel betrachtete ihn spöttisch. Ja, er war schön, dieser sieggewohnte, schon von Kindesbeinen an verhaßte Schwäher, der mit einer Bewegung seiner Hand aufbaute oder umriß, um was sie, die anderen, sich heiß gemüht hatten! Er hatte gehofft, er würde in Hispania bleiben. Nun war er wieder da. Und würde sich ihm in den Weg stellen, den er schon klar und ohne Steine vor sich gesehen.

Er biß sich auf die blutleeren Lippen. Ein Eidam des Hauses Muffel wollte er werden, weil er hoffte, auf diesem Wege seine Ziele und Pläne leichter und schneller verwirklichen zu können. Darum nahm er Maria Muffelin zum Weibe, die keinerlei der Reize bot, welche ihren Bruder so reich schmückten. —

Die anderen jungen Kavaliere drängten um sie. Anton Tuchers Blick hing liebevoll an Niklas schönem Gesicht. Er hatte diesen Knaben immer geliebt, dessen schönheitsdurstiges Empfinden berauschte, dessen lebhaftes Temperament seiner eigenen Schwerfälligkeit einen Ausgleich bot, dessen Güte und überwallendes Empfinden auf seine eigene gemessene Ausgeglichen-

heit wie ein scharf gewürzt Tränklein wirkte. Gewiß, er übersah nicht Niklas Muffels Fehler, die Leichtigkeit seiner Lebensauffassung, seine allzusehr vom Impuls geleitete Handlungsweise, die große Eitelkeit, die tiefunterst im Grund seiner Seele schlummerte und mitbestimmend an die Oberfläche kam, wenn sich Ereignisse irgendwelcher Art in Niklas Muffels Lebensweg stellten. Aber er liebte ihn trotzdem und fühlte, daß seine Hand noch stark genug war, in Niklas Muffels Leben einzugreifen, wenn es nötig war, denn noch besaß er seine volle, vertrauende Liebe.

„Und wer", rief der Strombeck übermütig, „ist die Schönste, die bestimmt ist, Niklas' Ehegemahl zu werden? Wer hilft mir, Muffels künftige Hausehre zu wählen? Imhof, du hast eine schöne Schwester."

„Die Hildegard Strombeckin darf ihr wohl das Wasser reichen," sagte der Imhof.

„Auch im Hause Haller blüht ein feines Dirnlein heran. Ist vorläufig allerdings noch bei den Ursulinerinnen zu Bamberg," neckte der Stromer.

„Die Schönste, ihr Herren," rief der lustige Tobler, „weilet nit zu Nürnberg, wenngleich sie dort verschwähert ist. Und *sie* allein bestimme ich zur Gemahlin Niklas Muffels."

„Und wen meinst du?" schrie die ausgelassene Schar.

„Ich meine —" der Tobler blickte sich stolz im Kreise um und sah in lauter erwartungsvolle Augen — „ich meine Margarete von Giech und Laufamholz."

„Tobler hat recht," klatschte der Imhof Beifall.

„Ist sie schön?" fragte Niklas Muffel.

„Sie *ist* die *Schönste*."

„Gut, so soll Margarete von Giech mein Ehegemahl werden. Ich lade euch schon jetzt alle zur Lautmerung."

Jubelnd umdrängte ihn die ausgelassene Schar.

Niemand sah, daß Antony Tucher tief erblaßt war.

Jetzt trat er in den fröhlichen Kreis.

„Margarete von Giech und Laufamholz stehet viel zu hoch, als daß sie zum Gegenstand solcher Scherze gemacht werden dürfte," sagte er streng.

Die jungen Leute schauten ihn befremdet an. Niklas bemerkte das Zucken im Gesicht des jungen Tucher.

„Laß gut sein, Antony, es war ein dummer Spaß. Ich kenne das Fräulein ja gar nicht. Und noch weniger denke ich daran, meine Freiheit schon itzt aufzugeben. Wenn auch meine Frau Mutter gar sehr nach einem dritten Töchterlein verlangt. Aber seht — reutet da nit in großer Eile ein Bote heran?"

Die Gesellschaft drängte sich auf den höchsten Punkt des Gartens und beobachtete das Näherkommen eines Reiters, dessen golden betreßter Rock in der Sonne glänzte.

In der Pfarrhauslaube saßen indes der alte Herr Muffel und der Pfarrer bei einem Glas Wein.

Voll Behagen überblickte Herr Hallander den Hof vor sich, den stattlichen, viereckigen Misthaufen, allwo sich vergnüglich zwei fette Schweine wälzten, die scharrenden Hühner, den Wärme versprechenden ansehnlichen Holzstoß.

Oh, Herr Hallander kunnt' dem Winter in diesem Herbsten geruhig entgegensehen.

Milder Friede lag über dem Pfarrhof. Der kleine Garten leuchtete in einer unerhörten Farbenpracht letzter Herbstblumen. Am Himmel zogen große Schwärme wandernder Vögel dahin, teilten sich, schwenkten in weitem Bogen umeinander und vereinigten sich mit lautem Geschrei wieder. Herr Hallander blickte ihnen behaglich lächelnd nach.

„Ihr habt gut lachen, Ehrwürden," sagte Herr Muffel. „Der Herbst kommt, bald ist der Winter vor der Tür. Ihr fürchtet das Scheiden nit."

„Unser Leben steht in Gottes Hand."

„Ihr laßt keine Sorge zurück," begann Herr Muffel wieder. „Ich aber fahre mit Sorgen in die Grube."

„Alle Eure Sorgen werfet auf I h n, Herr," sagte der alte Geistliche inbrünstig.

„Es bleibt doch eine wahre Tatsache," fuhr der Patrizier unruhig fort. „Was wir fürchten, dem haben wir M a ch t über uns gegeben — vielleicht geben m ü s s e n. Ehrwürden, ich fürchte — meinen Sohn."

„Gott wird ihn erleuchten. Ich will den Jungherrn täglich in mein Gebet einschließen, Herr."

„Tut das," sprach Herr Muffel dringlich. „Ehrwürden — es g i b t ein Gebot der Pflicht. Das einet Jugend und Alter. Denn es bestehet von der Jugend bis zum Grabe. Für mich hat es bestanden von Kindheit an. Für Niklas — Ehrwürden, für Niklas existiert es nicht."

Schwerfällig stand er auf und trat an den Eingang der Laube. Der scharfe Schmerz im Unterleib, der ihn jetzt häufig überfiel, zerriß wieder seine Eingeweide, seine Züge wurden täglich hagerer und gelber.

„Da reutet ein Bote übers Feld," sagte er. „Leicht, er kunnt' Nachricht bringen von Frau Muffelin, meiner Hausfrau. Wollen ihm entgegengehen, Ehrwürden."

Schon von ferne leuchteten die braun und blauen Hausfarben der Jontschu.

„Der Bote kombt vom Grafen Jontschu auf Schloß Brunn," sagte der Tucher, „so vom Kaiser als Verwalter hineingesetzt worden ist."

Über Niklas Muffels schönes Gesicht zog ein dunkles

Glühen. Dann lachte er übermütig. „Sollte mich das schöne Fräulein von Jontschu auf ihr Schloß befehlen?"

„Du kennst Gersuinda?" fragte der Tucher hastig.

„Ja, ich kenne das Fräulein. Habe ich dir nit erzählt, Antony, daß ihr Reiswagen einen Achsenbruch erlitten hatte? Ich bot ihr Hilfe an. Und nahm — ihre Liebe dafür."

„Gersuinda liebt dich, Niklas? Und du?"

Niklas Muffel zuckte mit den Achseln.

„Sie ist schön, Antony! Andere waren das auch."

„Schön, reich und aus gutem Hause! Niklas, ein Mädchen wie Gersuinda liebt nur e i n m a l im Leben! Und wenn sie d i ch liebt —"

„Antony — ich bin noch jung. Fräulein von Jontschus Schönheit reizt mich. Ob sie mich halten kann? Ich weiß es nicht."

„Dann erwecke keine Hoffnungen in ihr," sagte der Tucher streng. „Vergeblich erweckte Hoffnungen sind zum Tode des Erfrierens verurteilte Blüten. Einst werden sie dir schwer auf der Seele liegen. Fräulein von Jontschu ist eine starke, leidenschaftliche Natur, und so wird ihre Liebe sein — ebenso ihre Enttäuschung. Ich glaube, Gersuinda kann auch hassen. Sie war als Kind viel bei uns. Sieh dich vor, Niklas."

„Frauenhaß," entgegnete Niklas leichthin.

„Frauenhaß ist ein langsam schleichendes Gift. Wie giftige Dämpfe, die aus Sümpfen steigen. Männerhaß tritt mit der erhobenen Faust vor dich hin. Frauenhaß naht sich dir unter Lächeln und Blüten. Sieh dich vor, Niklas."

Der Bote stieß ins Horn.

„Weilet allhie Herr Niklas Muffel aus Nüremberg?" rief er laut über die Köpfe.

„Seind zwei Herren Muffel allhie. Der Patronatsherr und der Jungherr, sein Sohn."

„An selbigen habe ich ein kaiserliches Schreiben abzugeben. Wo find' ich den Jungherrn?"

Eine zahlreiche Ehrengarde setzte sich in Bewegung, den Kurier zu geleiten. Aus der Gruppe der Patrizier löste sich Niklas' schlanke Gestalt. Tief neigte sich der Bote.

„Von meinem Herrn, dem Grafen."

Er legte den Brief mit dem kaiserlichen Sigill in die Hand des jungen Mannes. Dann zog er ein zierlich gefaltetes Billettlein aus der Brust. „Dies gab mir das Fräulein zur eigenhändigen Überbringung."

Niklas riß hastig den Umschlag auseinander. Es waren nur drei Worte: „Ich erwarte Euch."

Er schob das Brieflein in das Wams und brach das kaiserliche Sigill.

„Der Kaiser schickt mir eine Einladung zur Jagd auf Schloß Brunn durch seinen Verwalter, den Grafen Jontschu," rief Niklas Muffel.

Anton Tucher blieb allein unter der Eiche im Garten. Den Kopf in die Hände gestützt, ruhte sein ernster Blick sinnend auf dem Landschaftsbild. In seiner Seele gab es keine dunklen Ecken und heimlichen Winkel. Schonungslos zerrte er alles ans Licht, was sich verkriechen oder verbergen wollte. Deswegen war er hier zurückgeblieben. Er sah der Wahrheit ins Gesicht: Warum hatte er Gersuinda von Jontschu vor Niklas als begehrenswert hingestellt? War sie das Weib, das zu ihm paßte, das die Eigenschaften besaß, einen Mann glücklich zu machen? Gersuinda wirkte wie feuriger Wein. Ihre aufreizende Schönheit, ihr südlich lebhaftes Temperament beeinflußten die Sinne. Doch das Herz, die Seele blieben leer.

Vielleicht, wenn eine große Liebe —? Vielleicht, daß Niklas mit dem, was sie bot, völlig ausgefüllt wäre? — Er konnte sich die schöne Böhmin nicht vorstellen, wie sie ein Kindlein herzte. Nicht vorstellen, wie sie einem Kranken die Kissen rückte. Nicht vorstellen, wie sie sich weich und hingebend an die Seite des Mannes schmiegte, den sie liebte. Auf feurigem Pferde dahinfliegen — auf der Jagd den mörderischen Pfeil mit tödlicher Sicherheit senden — den Mann mit ätzendem Spott, mit herbem Versagen zur Höchstleistung seiner Kräfte anspornen, sei es im Turnier, sei es bei ernster Fehde, und den siegreich Heimkehrenden mit einer lohenden Flamme heißer Leidenschaft, mit einem Sonnenregen ihrer lodernden Liebe ohnegleichen überschütten — ja, das konnte Gersuinda von Jontschu. So liebte sie. Versengen, aussaugen, verbrennen bis ins tiefste Herz würde sie den Mann, den sie liebte. War dies das Weib, das zu beglücken vermochte — fürs Leben? Würde ihr der Ausgesogene nicht gleichgültig, verächtlich werden, den sie ohne jeden Skrupel abschleudern würde wie ein vertragenes Gewand?

Anton Tucher kannte Gersuinda von Kindheit an.

Warum hatte er sie vor Niklas hingestellt als ein begehrenswertes Kleinod?

Niklas, den er liebte wie einen jüngeren Bruder!

Ein wehes Gefühl zog das Herz des einsamen Mannes zusammen. Die harmlosen Scherzreden der Freunde — was hatten sie in ihm bewirkt? Wollte er einen Schritt von der geraden Bahn machen, die immer seine Richtschnur gewesen, nur weil Christian Tobler im Übermut Margarete von Giechs Namen mit dem Niklas' zusammen genannt hatte. Wollte er deshalb Niklas' Auge auf Gersuinda lenken, damit er an Margarete vorbeigehen

sollte? Margarete von Giech, die er liebte mit der ganzen Schwere, Tiefe und Innigkeit seiner Natur?

Gab es kein Schicksal? Keine Bestimmung?

Wenn Niklas Muffel Margarete von Giech bestimmt war — vermochten da seine schwachen Hände das Rad des Geschickes aufzuhalten?

Sein Herz stöhnte auf: Nicht Margarete von Giech! Nicht sie an Niklas Muffel verlieren. Sie, die er liebte, für die er sein Leben gerne und freudig hingeben wollte.

Verlieh ihm seine Liebe zu ihr das Recht, den Freund in eine Ehe zu stoßen, deren Verlauf ihm völlig klar war? Nein!

Der Tucher erhob sich. Sein Blick wurde stählern. Eine tiefe Falte grub sich in seine Stirne, und die schmalen Lippen preßten sich aufeinander. Er würde den geraden Weg gehen, den er stets gegangen. Er würde Niklas noch einmal warnen vor Gersuinda, ihm schonungslos enthüllen, wie er sie sah, sehen mußte: ein Dämon in Weibsgestalt. Er wollte den Kopf frei heben können, und nur so war er würdig, eine Margarete von Giech zu lieben. Mochte dann kommen, was wollte. —

Noch lag ein Lächeln auf Niklas Muffels Mund, als er, von zwei Dienern begleitet, das Laufertor durchritt. Einen Augenblick flog sein Auge an den grauen Steinen in die Höhe — Madelgard!

Er hatte sie noch nicht gesehen, seit er wieder zu Nürnberg weilte. Wie war sie süß und hold gewesen in der keuschen Hingabe ihrer jungen Liebe! Weich stieg es in ihm auf.

Liebe — hoch da oben in dem kleinen, engen Türmerzimmer; jugendselige, alles vergessende Liebe! Madelgard! — Ich habe in den Armen hispanischer Frauen dein nit vergessen!

Plötzlich kam Niklas Muffel eine Erinnerung. Hatte ihm Madelgard nicht beim Abschied eine Nelke gegeben? Trug er sie nit am Wams, als er die Treppe hinuntertastete — zum letztenmal? Wo war die Blume geblieben?

Er konnte sich nicht erinnern!

Madelgard und Gersuinda von Jontschu! Wieder glitt das Lächeln um Niklas' Mund. Der gute Antony. Er glaubte noch den Knaben der damaligen Zeit vor sich zu sehen. Wie ernst er gesprochen! Seine Stimme hatte gebebt. Freilich — hier in Deutschland nahm man alles so schwer. Gab es nicht zu Hispania auch schöne Frauen, Liebe und Haß, Eifersucht und Liebesqual? Oh, er hatte manchen Hieb und Stich ausgeteilt und empfangen mit dem Galanteriedegen der hispanischen Kavaliere und war nicht gestorben daran; auch nicht am Haß einer schönen Frau. Ein sieghaftes Lächeln teilte seine Lippen.

Gersuinda von Jontschu! Es stieg heiß in ihm auf. „Ich erwarte Euch!" Was lag alles in diesen Worten? Verheißung! Gewährung! Ich komme, Schönste der Schönen, ich komme!

An der Balustrade des Laufertorturms stand ein junges Weib. Ein blondlockiger Knabe spielte ihr zu Füßen.

Schön war Madelgard noch immer, doch es lag wie ein Schleier über ihrer Schönheit. Fällt auf ein Pflänzlein ein Rauhreif, so senkt es das Haupt. Linder Regen kommt, die Sonne scheint wieder. Es erhebt sich wohl, eine zweite Blüte folgt der ersten nach. Die erste aber ist es nicht mehr! — Ernst hing der Blick des jungen Weibes an der kleinen Reiterkavalkade. Bellend umsprangen die Hunde das Roß Niklas Muffels.

Madelgard drückte die Hand aufs Herz. Wochenlang — monatelang — hatte sie seiner nicht mehr gedacht,

oder doch nur in stiller Wehmut, wie man eines Toten gedenkt. Und dann stand es plötzlich wieder auf in ihrem Herzen. Die Wunde, die sie vernarbt geglaubt, blutete wieder.

Da ritt er hin — er dachte wohl nicht mehr an das arme Türmermaidlein. Zu Glanz und Freude ritt er — der Kaiser hatte ihn gerufen.

Ein wehes Lächeln spielte um ihren Mund. Einst war er in ihren Armen gelegen. Und sie fühlte, daß die Liebe zu Niklas Muffel in ihr bestehen bleiben würde — in Ewigkeit. —

Heiho! Die Zeidler auf den Nurungen des Brunner Waldes, so sich von dem Dörflein Mögeldorf an hinzog bis zu dem kleinen Jagdschloß, die Brunn genannt, hatten heute keine Zeit, auf ihre Immen zu achten.

Der stille Wald tönte wider von Trara, Hörnerklang, Trappeln und Schnauben edler Pferde, Bellen der Hunde, Geschrei der Treiber und Jäger. —

Heiho! Der Kaiser jagte in den Wäldern von Mögeldorf bis zur Brunn, und weiter hinüber nach dem Moritzberg und auf der Heroldsberger Seite. Das ganze Pegnitztal hallte wider vom lauten Klang der Hörner!

Seht ihr zwischen den Reitern auf weißem Zelter die schöne Niftel* des Herrn von Jontschu. Ihr ist kein Graben zu breit, kein Wasser zu tief, kein Sprung zu weit. Wehe, wenn ihr Pfeil surrt! Lachend drückt sie ihn ab. Lachend schleudert sie voll männlicher Kraft den Falken. Tod bringt er, wo er stößt.

Staunend und bewundernd sehen die Herren auf die kühne Jägerin.

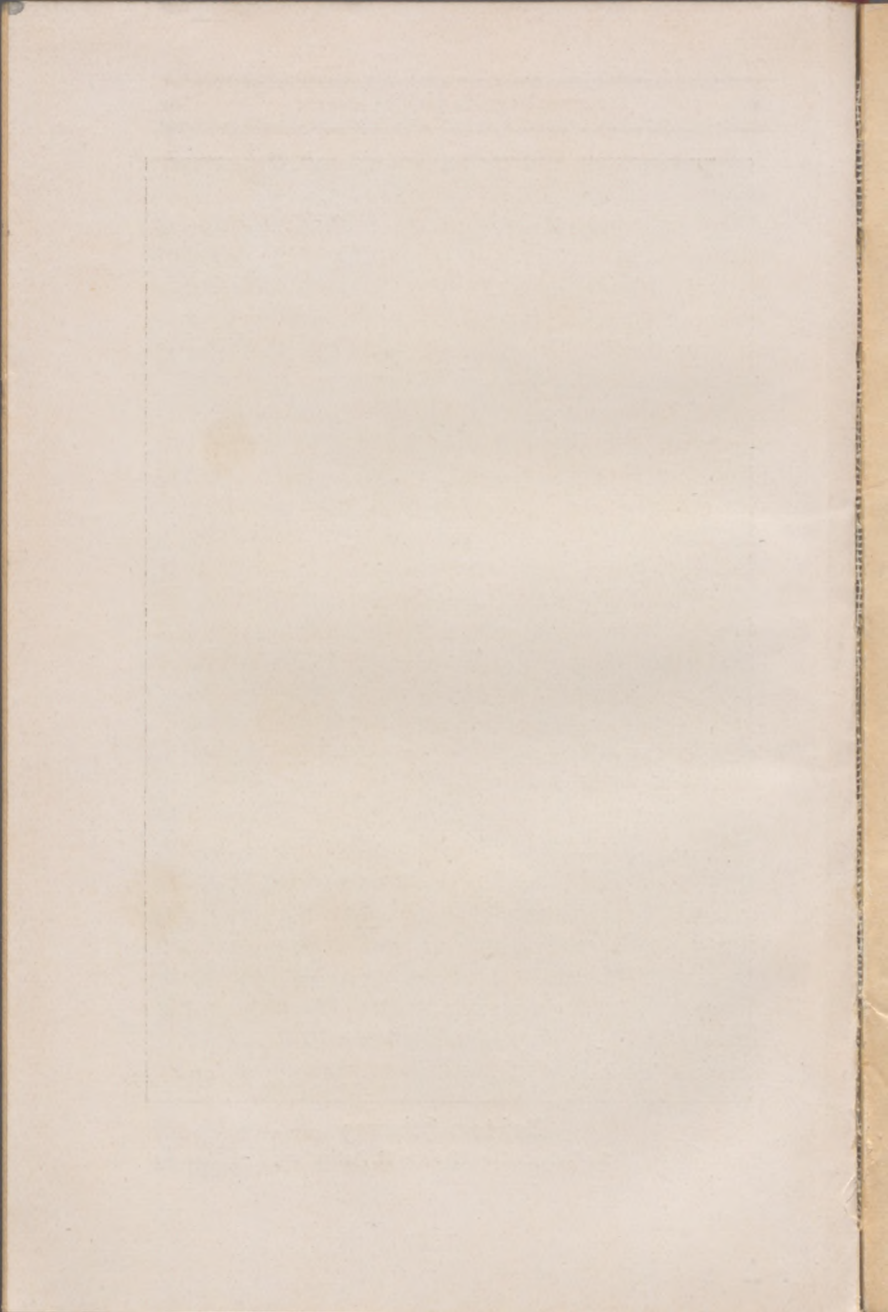
Wer ist ihr zur Seite? — Herr Niklas Muffel von Nürnberg. Ein schönes Paar die beiden!

* Nichte.



Auf dem Heimweg

Nach einem Gemälde von R. Falkenberg



Den alternden Grafen von Bloch und Steueringen ärgert das Wort.

Der Schloßverwalter hatte ein heimliches Gespräch mit ihm gehabt. — Er war Junggeselle, und die schöne Niftel war ihm eine Last, störte ihn in seinem rauhen Leben. Gersuinda war reich; aber der Graf besaß unermeßliche Reichtümer. Sie war jung — der Graf war alt. Doch er bot ihr die Grafenkrone. —

Das Wort über sie und Niklas Muffel ärgerte ihn.

Gersuinda von Jontschu lachte ob des verzerrten Gesichtes des Grafen. Ihr schwarzes Haar flog im Winde, ihre weißen Zähne blitzten zwischen den roten Lippen. Die schwarzen Augen leuchteten Niklas Muffel — dem Günstling des Kaisers.

Die Niftel des Schloßverwalters reichte beim Nachtmahl auf Schloß Brunn dem Kaiser den Pokal.

Draußen in der engen Halle lag in Reih' und Glied das Jagdergebnis des Tages.

Drinnen kreiste der Becher. —

Gersuinda von Jontschu hatte den Speisesaal verlassen.

Auch der Platz des jungen Muffel war leer.

Was — um Christi Barmherzigkeit willen — schreckt die schlafenden Bürger Nürnbergs aus tiefem Schlummer auf? — Lieget die Stadt nit wohlverwahrt hinter ihren Schranken und doppelten Toren? Gehen nit stundenweis die Nachtwächter mit ihrem Sprüchlein durch alle Straßen? — Aber die Turmwächter sehen weiter. — Christi Barmherzigkeit — w a s sehen sie?

Die große Orglocke auf dem Lauferschlagturm läutet, läutet mitten in der Nacht —!

Herr Nachbar — hört ihr's! Oder narret mich nit nur ein nächtlicher Spuk. Umb Gott — itzt bläst es

von den Türmen — itzt beginnt die Glocke von Sankt Ägydien — die von Sankt Lorenzen fällt ein!

Feuerjo! Feuerjo! Jo! Jo!

Feuermelder rennen durch die Straßen. Weithin hallt ihr schauerlicher Ruf: Feuerjo!

Wo —? Wo brennt's? Wo liegt der Herd?

Schon schlägt eine Flamme wild züngelnd aus dem Dache!

Umb Gott, ihr Leute! Die Häuser dort sind fast alle von Holz oder Fachwerk mit Stroh und Schindeln bedeckt. Schlöt' sind meist nur von Holz —! Seind die Steinhäuser bald zusammengezählt zu Nürnberg!

Allenthalben regte es sich itzt in der Stadt.

Scharwächter sind schon auf dem Plan, haben die Viertelmeister und Feuermeister aus dem Schlaf geweckt.

Sechs Feuermeister hat die Stadt, hat jeder Feuermeister fünfundzwanzig Eimer und zwei Spritzen.

Die Tore auf der Peunt* rasseln. Der Schaffer befiehlt mit lauter Stimme. Wagen fahren vor, Leitern, Eimer, Spritzen werden aufgeladen, jagen davon.

Wer kombt dort —? Die Zunft der Zimmerleute und Steinmetzen mit ihrem Meister an der Spitze. Die Bader nebst ihrem ganzen Gesinde. Wohlgeordnet ist alles zu Nürnberg!

Heidi! Gibt das ein Wettrennen. Alle Lohnfuhrwerke und Müllerwagen der Stadt müssen Wasserkufen fahren. Die Gefährte sausen über Stock und Stein, das Wasser in den Kufen spritzt hochauf.

Von Hand zu Hand flogen die Eimer. Zischend schoß das Wasser aus den Spritzen. Qualm und Rauch erfüllte die Luft. Vor dem klaren Strahl duckte sich die Flamme, um dann wieder umso heller aufzulodern.

* Bauhof.

Noch immer zeterten die Glocken, übertönte das schauerliche Tuten der Türmer den Lärm.

Plötzlich erfüllte ein schriller Schrei die Luft, so entsetzlich, daß er allein aus dem Durcheinander verschiedenster Töne herausklang, es gleichsam zerriß. Ein Weib stürzte auf das brennende Haus zu.

„Daß dich Gottes Donner schände, Lenzin, was fällt dir ein? Kein Stückle kannst mehr retten. Treppe ist schonst verbronnen. Nix gibt's da mehr zu holen!"

Kräftige Männerarme umfaßten die sich Wehrende.

Ringend bäumte sie sich gegen die Umschlingung, biß in die haltenden Hände.

„Das Mareile — drin, drin ist's im Haus!" brüllte das Weib. „Hat sich losgerissen — sein Docken will es holen! Helft, helft, helft in Christi Namen!"

„Lenzin, komm zu dir — 's ist unmöglich! Seind alle Treppen verbronnen. Kann niemand nit hinein! Kind ist verloren, sei stad, Lenzin, sei stad, hast ja noch sieben andere."

Bleich, die Augen glühend in dem geschwärzten Gesicht, stand Niklas Muffel vor seiner Mutter. „Mutter — den Span — den Span vom heiligen Kreuz! Schlaun dich, Mutter — es gilt ein Menschenleben!"

Frau Brigitte schloß das Heiltumb auf, die goldne Kapsel nahm sie heraus und machte das Zeichen des Kreuzes darüber.

„So geh mit Gott, mein Sohn!"

Schon klangen unten im Steinflur die springenden Schritte.

Frau Brigitte stand unbeweglich. Ihr vorgeneigtes Ohr folgte den jagenden Schritten. Dann knickte die hohe Gestalt an dem Betpult zusammen und rang mit Gott um ihr Kind.

„Die Leiter an!“

„Geht nit, geht durchaus nit, Herr.“

„Die Leiter an! Ich befehl's — Niklas Muffel.“

„Können nit mehr, hält nit mehr.“

„So schleppe ich sie allein! Wer kann mir verbieten, mein Leben zu wagen, wenn ich es will? Im ersten Stock hat die Lenzin gewohnt. Dort kann noch nit alles zerstört sein. Mein Leben — kein anderes ist in Gefahr. Die Leiter an!“

Der herrische Ton besiegte das Widerstreben. Im lohenden Schein der Flammen stieg die schlanke Gestalt, in nasse Tücher gehüllt, hinauf, höher und höher.

Ein Prasseln, ein Krachen! Schindeln stürzten an ihm vorbei zur Erde. Eine Flamme fuhr über ihn hin. —

Auf der Straße lagen Frauen und Kinder auf den Knien. Die Lenzin starrte nach dem Haus. Ihre wundgebissenen Lippen murmelten unablässig. Auch den Männern stockte der Atem.

Jetzt hatte er das Fenster erreicht — der Rahmen hielt noch — schwang sich hinein. Drinnen kracht und prasselt es.

Er kehrt nit zurück! Gott sei seiner Seele gnädig! Heilige Mutter, bitt' für uns. —

Gott im hohen Himmel! Da ist er ja! Im Fenster steht er ! Hält etwas in den Armen — schwankt. Itzt tritt er auf die erste Sprosse. — Ihr Leute, ihr Leute, er hat das Kind. Gott sei tausendmal gepriesen!

Er klimmt herab — Sprungtuch bereit, daß er die Last abwerfen kann! — Nein, er hält sie fest an sich gepreßt!

Lenzin, dein Kind! Dein Kind ist gerettet. — Ein lauter Jubelschrei: Heil Niklas Muffel, Heil Herrn Muffel vom Dielinghof!

Die Lenzin hält ihr Kind in den Armen — bewußtlos, aber es atmet.

Jubelnde Menschen drängen sich um Niklas. Frauen liegen auf den Knien vor ihm. — Da plötzlich wankt die hohe Gestalt und bricht lautlos zusammen.

Auf eiligen Füßen lief die Mär durch die Straßen der Stadt und lief weiter in das nebelverhangene Land hinein. Bauern brachten es von der Stadt in die Dörfer.

Nach Schloß Brunn fand es den Weg, und nach Eschenau und nach dem Schloß der Giech in Laufamholz.

Wißt ihr schon? Herr Niklas Muffel, der schönste aller Patriziersöhne, der reichste. Keiner hätte es gewagt! Er hat es getan.

Ehre Herrn Muffel vom Dielinghof.

Im tiefen Schnee lag das Waldschloß des Kaisers, die „Brunn" genannt. Still, still war's im Wald. Das Leben hatte sich in der Natur zurückgezogen vor der grausamen Faust des Winters. Hie und da zog ein Krämer, ein fahrender Sänger durch die Dörfer und landete auf den Burgen, oder ein Unterschlupf suchender Landsknecht. Die brachten Kunde von draußen, von da, wo das Leben noch nicht ganz erloschen war, von den großen Städten. Und sie erweckten das entschwundene Leben in den Seelen der Menschen.

Bei fallendem Schnee regte sich in den Städten abends nach Garausläuten heimliches Leben. Pfeilschnell schoß ein dunkles Etwas daher, verschwand wieder, ein anderes folgte.

Das waren die Schlitten, nach denen der Ehrbare Rat scharf Umschau hielt. Jedoch die Schlitten waren schneller als die Nachtwächter.

Waren nit die Söhne und Töchter der Patrizier-

familien auch unter der fröhlichen Schar? Lenkten sie nit ebenso übermütig ihre Schlitten wie die Bürgersöhne? War nit der Keckste, der Waghalsigste Herr Niklas Muffel? Durfte man ihn anpacken, den das Volk auf Händen trug? Hatte er nit stets eine offene Rechte?

Mitnichten! Die Nachtwächter erkannten das schöne Gesicht des jungen Muffel nicht, noch das seiner Begleiterin.

Wen fuhr Herr Muffel vom Dielinghof? Zu wem beugte er sich strahlend hinab? Ein hold Gesichtlein war es, von lichtblondem, lockigem Haar umgeben gleich einem Heiligenschein. Große dunkle Augen senkten sich erschreckt vor der Glut seiner tiefblauen. Er fuhr das schöne Fräulein Margarete von Giech und Laufamholz.

Tiefverschneit lag das Jagdschloß des Kaisers, die „Brunn" genannt. Still, still war's im Wald.

Was schallte da durch den tiefverschneiten Wald? — Hörnerklang!

Ein Kurier — ein Bote von einem anderen Schlosse—?

Mühsam arbeitete sich das Pferd durch den Schnee.

Gersuinda lehnte am Fenster ihres Gemachs. Gespannt beobachtete sie das langsame Nahen der kleinen Kavalkade. Kam der Reiter von Nürnberg? Heiß wallte es in ihr in die Höhe. Sandte Niklas Muffel Botschaft?

Tagtäglich stand Gersuinda am Fenster ihres Turmzimmers und wartete. Fort wollte sie von hier — in die Stadt — an den Hof des Kaisers. War sie nit schön und vornehm genug?

Haha! Der lächerliche, alte Graf von Bloch! Mit Spott und Hohn hatte sie seine werbenden Worte beantwortet. Nein — nie und nimmer würde sie die Seine! Sie, deren Seele erfüllt war von e i n e m Bilde — sie, deren Sinne, aufgepeitscht durch seine Küsse, nach e i n e m schrien, dem sie gehören würde immer und ewig:

Niklas Muffel. Sie würde ihren Adelsbrief lachend hinschleudern, würde sein glückseliges Weib werden. Sein Weib!

Ein geheimnisvolles Lächeln umspielte ihre Lippen.

Jetzt war die kleine Kavalkade am Schloß angekommen. Der Reiter sprang ab und verschwand in der Halle.

Gersuinda eilte an die Wendeltreppe, beugte sich über das Geländer.

Die Stimmen tönten bis herauf, hallten an den alten, feuchten Mauern wider. Ein leichter Schritt nahte. Es war Katharine, Gersuindas Gürtelmagd.

„Woher kommt der Reuter?" fragte Gersuinda hastig.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Weiß nit, Fräulein."

Wie lange das Mädchen brauchte! Warum brachte sie ihr den Brief nicht?

Jetzt tastete sich jemand die Treppe herauf.

Ah — der Bote kam selbst! In ihre eigenen Hände war er verpflichtet, den Brief zu legen. Was — was würde ihr Niklas Muffel schreiben? Es konnte doch nur das e i n e sein —? Daß er sie liebte, daß er anfragte, wann der Vermittler zu ihrem Oheim kommen dürfe.

Die Tür sprang auf: der Graf von Jontschu stand auf der Schwelle. Gersuinda starrte ihn an. Er lachte. Weindunst ging von ihm aus.

„Nun, mein Täubchen, erschrick nit! Ich bringe dir keine schlechte Zeitung. Just ist ein Bote eingeritten mit einem Brief vom Grafen Bloch an mich. Er legt dir Herz und Hand zu Füßen."

Gellendes Lachen irrte an den runden Wänden entlang und erstarb in den dicken Teppichen.

„So laß dem Grafen sagen," sprach Gersuinda schneidend, „wenn er so viele Schlösser und Burgen hätte, wie ihm Haare auf dem Kopfe fehlen, so nähme ich ihn nicht."

Graf Jontschu wiegte bedauernd den Kopf.

„Der Graf ist reich und liebt dich sehr, Gersuinda. Deinen Spott verdient er derohalben nit. Du stehest allein im Leben. So ich nit mehr bin, was dann?"

Ein übermütiges Lächeln teilte die roten Lippen.

„Du lachst," sagte der Graf vorwurfsvoll. „Ich aber sorge mich um meine Niftel. Nun, der Bote bleibt heute über Nacht. Beschlafe die Sache noch einmal. Du kannst mir morgen deinen Entschluß wissen lassen, ob dir die Freiwerber des Grafen angenehm sind."

Schlaflos lag Gersuinda. Mit haßerfüllten Augen starrte sie durch das runde Bogenfenster ihrer Kemenate in die helle Winternacht.

Endlich dämmerte der Morgen.

Als sie aus unruhigem Halbschlummer erwachte, stand vor ihrem Bett die Gürtelmagd mit der Morgensuppe. Widerwillig faßte Gersuinda nach dem Löffel.

„Sprich doch!" herrschte sie das Mädchen an. „Erzähle irgend etwas! Ich möchte mich ja totgähnen vor Langweile."

„Der Krämer —" begann die Kleine eifrig.

„Ach, so schweige doch mit deinem Krämer. Ich weiß, was du berichten willst. Schöne Kettlin hat er gehabt und rote und blaue Bändlin?"

„Der Görg hat mir ein rotes Band gekauft," sagte die Kleine verschämt. „Und der Krämer fragt, ob die Herrin nit wöllt' anschauen seinen Kram."

Gersuindas Blick wurde milder.

„Der Krämer — laß ihn kommen."

Der Krämer kam von Nürnberg. Leicht, sie konnte allerlei erfragen — leicht, er kannte den, an den sie dachte, Tag und Nacht, unablässig, verzehrend, begehrend,

mit einem Verlangen, das ihr tiefstes Innere verbrannte in heißen Qualen. Und doch liebte sie diese Qualen.

Die Türe öffnete sich. Ängstlich schob sich eine kleine, schwarze Gestalt herein, ein buckeliger, kümmerlicher Jude, den Kramkasten an starkem Riemen um den Hals hängend.

„Die Herrin hat die Gnade, mich rufen zu lassen," sagte er demütig. „Veitele Mosches heißt man mich, Herrin. Will die Herrin sich herablassen, meinen Handel zu besehen? Ringlin und Kettlin von gutem Gold."

Eifrig breitete er seine Waren aus.

„Hast du nichts Besseres, Jud' —?"

„Ich habe noch etwas Besunderbares, großgünstiges Fräulein, ein' Kostbarkeit von großem Wert."

Der Jude hatte tief aus seinem Kaftan ein kleines Päckchen hervorgeholt, das er fast zärtlich öffnete.

Vor Gersuinda lag ein Halsband von zierlicher Goldfiligranarbeit, durchflochten mit Perlen.

„Seind Perlen in arabischer Fassung. Ein kostbar Stück, Herrin. Zween hat mir ein Glaubensgenosse von Italia mitgebracht. Das andere hat Herr Niklas Muffel aus Nürnberg erhandelt."

Gersuinda ließ den Schmuck in den Kasten sinken. Ein weiches Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Herr Niklas Muffel — kennst du ihn?"

„Ob ich ihn kenne —? Kam schonst als Knabe in das Judenviertel — hehlings im Dunkeln, so er ein paar Hallerlein brauchte, denn der hochehrbare Herr Vater waren etwas karg im Geben. Er ist itzo mein bester Kunde, der nie handelt und feilscht."

„Kunde —?" fragte Gersuinda hastig. „Kauft er oft solche Sachen — und für wen kauft er sie?"

„Herr Niklas ist der feinste Kunstkenner, so es zu

Nürnberg gibt," entgegnete Veitele Mosches bestimmt. „Er hat eine rare Sammlung hochwundertätiger Heiltümber und herrlicher, besunderer Kostbarkeiten aus Hispania mitgebracht. Arbeiten die Goldschmiede zu Nürnberg nit ständig für ihn anjetzo? Das Feinste, Köstlichste, was sie fertigen können, muß Herr Niklas haben. Und kunnt' er sich das nit gönnen, der Sohn Herrn Muffels vom Dielinghof, so der Reichste ist in der ganzen Stadt —? Für dieses Halsband aber — schwer trenne ich selbst mich von ihm — für dieses Halsband hat Herr Niklas wohl ein besunderes Fürnehmben."

„Besunderes — Fürnehmben —?" fragte sie.

„Wird zu Nürnberg allenthalben gesprochen, daß Herr Niklas freien wird," kicherte der Kleine.

„Und wen — Veitele Mosches — wen nennen die Nürnberger als seine — Braut?"

Der Jude räumte seine Ringe und Bänder wieder in den Kasten. Er sah nicht Gersuindas Augen flammend an seinem Munde hängen, er sah nicht, wie ihre Zähne sich in die Unterlippe gruben.

„Man nennt das schöne Fräulein von Giech und Laufamholz."

„Du lügst!"

„Ich lüge nit, gnädigste Herrin, sage nur, was zu Nürnberg jedes Kind weiß."

„Geh! Ich will dich nicht mehr sehen. Fort —!" schrie sie auf und griff nach der Reitpeitsche, die an der Wand hing. Die Rüde erhob sich knurrend. Da tastete sich der Jude bebend zur Türe hinaus. Das Kleinod hatte er wieder eingesteckt.

Gersuinda stand einen Moment wie erstarrt. Ein harter Ausdruck lag um ihren vollen Mund. Ihre Zähne gruben sich unbarmherzig in ihre Lippen, bis

das Blut hervorsprang. Zwei rote Tropfen fielen auf ihre Hand. Da lachte sie schneidend auf, eilte an den Glockenstrang, dessen Anziehen die Gürtelmagd herbeirief, schrieb ein paar Zeilen, verschloß und versiegelte das Papier und gab es dem Maidlein.

„Bringe das dem Grafen Jontschu," gebot sie. —

Erstaunt nahm der Graf die Botschaft in Empfang. Aber seine Züge erhellten sich, als er las: „Laßt dem Grafen Bloch sagen, er soll kommen." —

Mühsam arbeitete sich die kleine Gestalt des Krämers durch den Schnee. Veitele Mosches schlotterte noch an allen Gliedern vor Schreck.

„Gott du Gerechter, was is das Weib ein Satan," murmelte er. „Wie hat sie mich angeschaut! Kunnt' einem das Blut gerinnen vor Schreck!" Er hastete weiter. In einer der kleinen Bauernkaten wollte er warten, bis der Wirtschafter in die Stadt fuhr.

Da kam es hinter ihm her in großen Sprüngen. Veitele stockte das Herz. Ein Knecht der Burg stand vor ihm.

„He, Jud' — das Fräulein will dich noch einmal sehen. Schlaun dich. Sie wartet nit gern."

Mit eingezogenem Kopfe folgte er dem Knecht.

Gersuinda lehnte am Fenster ihres Gemaches, als er eintrat. Ihr schönes Gesicht schien wie aus Marmor geschnitten in seiner kalten Härte.

„Tritt näher, Jud'," sprach sie ruhig. „Und höre, was ich dir sage. Fürchte dich nit, es soll dir keine Unbill geschehen. Veitele Mosches, du wirst m i r von itzt an jedwede Kostbarkeit, so du auftreibst, bringen. Wenn dir Niklas Muffel zwanzig Dukaten zahlt, zahle ich dir vierzig. Schau dich um im Land, Veitele Mosches. Mache die Augen auf! Ich zahle gut, Veitele."

Der Kleine bückte sich bis zur Erde.

„Großgünstige Herrin, der arme Veitele wird laufen von einem End' der Welt bis zum andern."

„Sieh dich um, Veitele. Biete den Goldarbeitern das Doppelte. Nimm alle Händler und Schacherer in deinen Sold. Ich, das Fräulein von Jontschu, gebiete dir das. Und wenn du mich hie nit mehr finden solltest, so fahre nach der Pilzburg, dem Schlosse des Grafen Bloch. Dort wirst du mich als Gräfin Bloch wiederfinden. Veitele Mosches, ich nehme dich in meinen Dienst. Willst du m i r treu dienen?"

„Soll meine Zunge bei lebendigem Leibe verdorren, wenn ich der Herrin nit werde dienen mein Leben lang."

„Das Halsband lasse da," entgegnete Gersuinda. „Hier hast du Geld. Es ist mehr als du gefordert. Und nun gehe. Der Wirtschafter läßt schon einspannen."

Veitele Mosches verließ unter tiefen Bücklingen das runde Gemach.

Gersuinda stand mit untergeschlagenen Armen am Fenster und starrte finster hinab.

„Hat er m e i n Glück, m e i n e Freude zertreten, so will ich s e i n e Freude zerstören. An m i ch bringen will ich, was er begehrt. Ihm das schon Erworbene aus den Händen reißen. Niklas Muffel ist reich. Der Graf Bloch ist reicher. Wir wollen sehen, wer den Wettlauf länger aushält. Hüte dich, Niklas Muffel. Hüte dich, daß du nicht in meine Abhängigkeit gerätst! Gersuinda von Jontschu kennt kein Erbarmen — wenn sie haßt." —

Neben dem Schloßbrunnen, dessen Quell direkt aus Felsen sprang, stand eine kleine Magd. Während der Eimer voll lief, sang sie mit heller Stimme in den kalten Wintertag hinein.

An einer süßen, wehmütigen Melodie kletterten die Worte am Turm hinauf. Die kleine Magd sang:

„Ach Scheiden, du viel sehnende Not!
Daß mir dein Gewalt je gebot!
Du machst mich bleich, rot,
Bis in den Tod.
Daß mir nie würser[1] mag gesein!

Das Herz ist allzeit Trauerns voll,
Wann sich Lieb' von Liebe scheiden soll.
Es tut nit wohl!
Darumb ich dol[2]
Gar sehnlich in dem Herzen mein."

Da warf sich Gersuinda auf das pelzbedeckte Faulbettlein, so neben dem Kamin stund, und ein wildes, tränenloses Schluchzen schüttelte ihren schlanken Leib.

Der Mond, der hinter den spitzen Giebeldächern, den hohen, lukenreichen Dächern, welche Mäuse und Katzen einen Tummelplatz geben, heraufsteigt, sieht gar manches ... und schweigt.

Er sieht verborgenes Glück und verborgenes Leid. Er sieht einen Mann, den Nürnberg nur stolz und aufrecht gesehen, das blasse Gesicht unbewegt — wißt ihr, wie ihn der Mond gesehen? Über dem Tisch seines herrlichen, holzgetäfelten Gemaches lag er, auf den Armen ruhte das Haupt — und der schmächtige Leib bebte. Es gibt auch Weihdag zu Nürnberg, nit nur auf dem Türmlein des Schlosses, die „Brunn" genannt.

So lag der Mann — in tiefer Nacht — und rang, sein Leid zu bezwingen, das aus tiefster Herzenswunde blutete. Was weiß *ein* Mensch von der Seele des andern? Sie kennen sich, sie lieben sich auch wohl, sie

[1] Weher. [2] Niedergedrückt.

gehen gleiche Wege und haben gleiche Ziele. Und sind sich doch so fern, so weltenfern!

Dort — neben dem Armsessel hatte Niklas Muffel gestanden, und was er sagte, bohrte sich wie glühende Pfeile in das Herz des Tuchers. „Du bist mein liebster Freund, Antony, sei nun auch mein Freiwerber. Tetzel will den zweiten machen."

Freiwerben, Freiwerben für Niklas Muffel um die Hand des Fräuleins von Giech und Laufamholz!

Lachen war in des Tuchers Brust aufgestiegen, ein Lachen, bei dem alle Qualen Pate gestanden. Aber es erstarrte auf den kalten Lippen. Seine tiefliegenden Augen bohrten sich in Muffels frohes Gesicht.

„Ich kann dein Freiwerber nit sein," sagte er rauh.

„Antony —? Warumb so herbe? Bist du nit mein bester Freund?"

Da sah er die Qual im Gesicht des Älteren. Und das Sorglose, Frohe wich aus seinen Augen.

„Antony, steht es so! Verzeihe. Das wußt' ich nit."

Leise griff er nach dem Hut. Leise ging er hinaus.

Das Personal des Kaufhauses der Tucher sah eine halbe Stunde später den jungen Prinzipal mit unbewegten Gesicht vor dem Schreibpult stehen.

Der Mond aber sah ihn anders. Der jedoch schweigt. Niemand wußte von dem Leid Anton Tuchers als er. —

Der alte Rathausdiener Lienhard Popp hatte heute seinen feierlichen Tag. Niklas Muffels Verlobung mit der Tochter des Herrn auf Giech und Laufamholz söllt' in Kürze stattfinden. Denn es bestimmte der Rat, daß der Sohn eines Ratsherrn auf dem Rathause vor Zeugen in die Hand des Brautvaters sein Eheversprechen ablegte, in Gegenwart angesehener Zeugen. Lienhard Popp setzte sich in Positur.

Dort, von der Dielingstraße her nahte ein Trüpplein Herren.

Der vorne rechts war der Freiherr von Giech.

Alter Adel, fürnehmbe Herren, die von Giech. Und legte doch freudig die Hand seiner blonden Tochter in die Hand des Patriziers Nikolaus Muffel. Ihm zur Seite schritt der Bräutigam, die stattliche Größe des Brautvaters fast noch überragend. Doch seine blauen Augen schweiften umher. Jeder Gruß fand einen freundlichen Gegengruß, jedes Lächeln schimmerte auf dem schönen Gesicht wider. Bettler drängten sich heran, einen Weißpfennig zu erhaschen. Er streute einen Regen von kleinen Münzen unter sie.

Der Freiherr zog die Brauen hoch. Man war an Sparsamkeit gewöhnt zu Laufamholz.

„Ihr gebet reichlich, Herr Eidam," sagte er.

Niklas Muffels frohe Augen lachten.

„Mich machen die paar Hallerlein nit arm, Herr Vater — und ihnen bereiten sie einen guten Tag."

„Die Hälfte hätte es auch getan, Herr Eidam."

„Gebet Ihr nit auch reichlich am heutigen Tag, Herr Vater? Gebet Ihr mir nit Euer Kind? Sie sollen mit mir froh sein derohalben."

Da schwieg der Freiherr. Um den Mund des Tetzels, der dahinter schritt, zwischen Löffelholz und Volkammer, irrlichterte ein spöttisches Lächeln. Die Hallerlein flogen voran, die Guldein flogen hinterher.

Der Bürgermeister, Herr Christoph Fürer, erwartete die Herren. Auch der Imhof und der alte Pirkheimer stunden schon parat.

Und mit heller, froher Stimme versprach Niklas Muffel, seiner Braut alle Liebe und Treue zu erzeigen, so von einem christlichen Brautpaar erwartet wird,

desgleichen den Herren Eltern ein guter Sohn zu sein und ihnen jede schuldige Ehrfurcht zu erweisen.

Darauf gab ihm der von Giech und Laufamholz den Handschlag.

Im Dielinghof saß Margarete von Giech in zitternder Erwartung. Die von Giech waren hereingekommen, um die Verlobung im Haus der Schwiegereltern zu feiern, da die Entfernung des Schlößleins zu weit war.

Stattlich stund der Freifrau das schwarze Gewand aus bestem Samt zu Gesicht. Frau Brigitte Muffel betrachtete die prächtige Schwieger mit leisem Neid. Denn die strengen Gesetze des Ehrbaren Rates verboten den Nürnberger Frauen das Tragen dieses herrlichen Stoffes. Auch Frau von Giechs langer Schleier, den ein goldenes, mit Perlen besetztes Diadem hielt, erregte Frau Brigittes Unwillen.

Aber ihr Blick wurde weich, als er auf dem holden Kindergesicht der kleinen Margarete von Giech haften blieb. Ein Röslein, das noch des Aufbrechens harrte. Fast angstvoll klammerte sich das Maidlein an die stattliche Mutter und hatte für die freundlichen Aufmunterungsworte der Tetzelin und anderer ehrbarer Frauen nur ein halb zaghaftes, halb glückseliges Lächeln. Bei jedem Laut, der von außen hereindrang, zuckte die kleine Margarete zusammen, und das Rot ging und kam in ihrem holden Gesichtlein. So stand sie und wartete mit den Frauen auf die Rückkehr der Männer. Das Gespräch schleppte sich stockend dahin. Man kannte sich noch nicht näher, und den Patrizierfrauen verbot die Rücksicht auf die fremden Edeldamen den Austausch gemeinsamer Interessen.

Frau Brigitte eilte noch einmal in den Vorsaal, um zu sehen, ob die Geschenke für das Klarakloster

bereitstünden, allwo die Nonnen um eine glückliche Zukunft beten sollten, die Gottespfennige für die Kirchen in Ordnung waren und die Messe mit Orgel und Stadtpfeifern, zu welcher der Bräutigam besonders einladen ließ, auch richtig bestellt sei.

Da aber nahten Schritte, Stimmen wurden laut. Eiligst verfügte sich Frau Brigitte zurück.

Jetzt flog, von dienstfertigen Händen geöffnet, die messingbeschlagene Türe auf.

Niklas Muffel trat über die Schwelle, ihm zur Seiten der Freiherr.

Frau Brigitte nahm feierlich die kleine, vor Aufregung kalte Hand des Maidleins. Langsamen Schrittes ging sie mit ihm bis in die Mitte des großen, getäfelten Gemaches vor, langsamen, feierlichen Schrittes führte der Freiherr von Giech Niklas Muffel der Braut entgegen.

Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes.

Die kleine Margarete ließ die Hand ihrer Schwieger los. Mit einem Laut, süß wie Schwalbengezwitscher, hob sie beide Arme und streckte sie nach Niklas Muffel aus. Im nächsten Augenblick war dieser bei ihr. Der lichtblonde Kopf lag an seiner Brust, und seine Hand steckte an Margaretes Finger den Jungfrauring.

Es war äußerlich alles, wie es sonst war, in der guten alten Stadt Nürnberg. Zur festgesetzten Zeit hoben sich die Schranken vor den eichenen Toren, auf denen das Stadtwappen prangte, und in Scharen strömten Bauern und Reisende herein. Der Milchmarkt bevölkerte sich, an den Krämen beim Schönen Brunnen wurde es lebendig, feilschende, debattierende Gruppen bildeten sich überall. Die Glocken erhoben ihre ehernen Stimmen und riefen Einheimische und Fremde zur Frühmesse, und durch die

Straßen hallte der langgezogene Ruf der Bader, welche ihre großen Steine, die die Badestuben erwärmten, erhitzt hatten: „Wohlauf gen Bad, ehrsame Herrn, ehrbare Frauen! Wohlan, gen Bad!"

Und doch lag ein eigenes Weben über der Stadt. Eine verhaltene Unruhe und Erwartung. Wenn es etwas zu sehen gibt, hat der Nürnberger stets flinke Beine gehabt. Und heute gab es etwas zu sehen!

Bei den Krämen am Markt, wo die Zubringerinnen* saßen, griente die Löffelin schon in aller Frühe. Sie triumphierte über ihre Konkurrentin, die Wibeckin.

Und die Wibeckin hockte, in ihr großes Tuch eingewickelt, wie eine Hexe in ihrer Bude und erzählte höhnisch jedem, der es hören wollte, es sei kein Wunder, wenn ein Weibsmensch, wie die Löffelin, welches den Herrschaften, mit Respekt zu sagen, in die Nase kröche, daß solch ein Weib dann sie, die Wibeckin aussteche. Und überdies fände sie es lächerlich, sich so zu brüsten, bald sie auch dem jungen Herrn Muffel und seiner jungen Frau das Ingesinde verschmust habe für hundertzwanzig Pfennige Drangeld, wo doch nur zweiundsiebzig bis vierundachtzig erlaubt seien. Sie, die Wibeckin, würde sich da durchaus nichts darauf einbilden. —

Das Landvolk drängte vor der Brauttüre von Sankt Sebald. Je weiter der Tag fortschritt, desto zahlreicher strömten aus allen Stadtvierteln Schaulustige herzu.

„Frau Nachbarin, habt Ihr's gehört, die Braut soll schön wie der helle Morgen sein!"

„Gar jung, Frau Nachbarin, halb noch ein Kindlein! Gar jung zur Ehe!"

„Wer der Fürsprech gewesen, der das Paar dann im Namen Gottes zusammengegeben?"

* Zubringerin: Gesindevermittlerin.

„Herr Fürchtegott Löffelholzen, so ich gut berichtet bin."
Das Zeistla[1], welches die ehrbaren Frauen danach dem Fräulein Braut anhenketen, sei ein Wunder der Goldschmiedekunst. Darauf verstünde sich Herr Muffel. Ganze Kisten und Truhen voll herrlicher Kleinodien habe er und Heiltümber aus Nord und Süd. Veitele Mosches, der Jud hinter Liebfrauen, ginge bei ihm aus und ein, er krieche wochein, wochaus im Lande umher — heilig, Frau Nachbar, ein Schelm ist er, er ziehe es den Leuten nur so heraus, das Rare und Seltsame — und ließe dann Herrn Muffel tüchtig bluten. Denn Herr Muffel kunnt' einem seltsamben Stücklein nit widerstehen. Es gehe ihm wie der Atzel[2], die ebenso vom Golde angezogen würde.

„Nit vom Gold allein, Frau Nachbar, auch ansunsten."

„Jawohl, jawohl! Auch venezianisch Glas, auch arabisches Filigran, wunderfein wie Spinnweb, Spitzen, weither aus Niederlanden, Samat und Perlein, eingelegt Holz. — Söllt' es Herr Muffel sich nit gönnen? Kaun es ja, läßt darob niemand hungern."

Also begleiteten die Worte seiner Mitbürger den jungen Muffel auf dem wichtigen Schritt und umkreisten ihn wie gute, freundliche Vögel.

Wohlwollend hatten die Nürnberger zugehört, als Herr Muffel mit seinen Freunden die Anverwandten der Familie Muffel und des Freiherrn von Giech hofierten[3] mit zierlichen Gesänglein zur Laute und Gitarre, wie das üblich war nach dem Junggesellenessen.

Wohlwollend sahen sie die Hochzeitsbitter hoch zu Roß die Stadt durchziehen, welche in allen fürnehmben Familien ihr selbstverfaßtes Sprüchlein vortrugen.

---

[1] Eine Spange, welche jede Braut erhielt. [2] Elster. [3] Ständchen bringen.

„Schlenkerlein — Hängelein," jubelten die Kinder und liefen den Pferden fast unter die Füße. Und die frischen, jungen Männergesichter lachten über den klappernden Schildern, die ihre Brust mit dem Stadtwappen und anderen Bildern bedeckten, derohalben sie obigen Ehrennamen trugen, und warfen Münzen und Honigzeltlein unter die jauchzende Schar. Ja, das Wohlwollen der ganzen Stadt geleitete Niklas Muffel an seinem Ehrentage.

Im Judenviertel zog der kleine Veitele Mosches seinen besten Kaftan an, und in dem demütigen, zaghaften Herzen des Hebräers flackerte, einem ängstlichen Flämmlein gleich, eine stille, inbrünstige Bewunderung für den schönen, stolzen Patriziersohn. Daneben lief etwas her, was keine ganz sauberen Füße hatte, ein kleines, dumpfes, halb unbewußtes Schuldgefühl.

Doch der winzige Veitele Mosches sprach zu seiner Seele, die sich leise meldete: Wie? Kann ich dafür, wenn er all das Zeugs kauft um sein gutes Geld — ja, um sein sehr gutes Geld, sprach die Seele.

Verführe ich den Herrn Muffel dazu? Nein! Veitele Mosches gehorcht seiner Patronin, der Gräfin Bloch. Muß das sein? fragte die Seele.

Aber Veitele tuschte das dumme Ding und entgegnete ihm: Was geht's mich an? Ist Herr Muffel verpflichtet, die Sachen zu kaufen, die ihn durch meine Hand die Gräfin Bloch sehen läßt? Veitele Mosches handelt mit dem, so ihn am besten zahlt. Die Gräfin Bloch zahlt gut, sehr gut!

Was sie im Schilde führt gegen Herrn Muffel? meldete sich die Seele wieder. Doch Veitele Mosches stülpte unternehmend den hohen, spitzen Hut auf den Kopf.

Weiß man, was solch ein Weib für Grillen hat? Nix nit weiß man. Froh kann man sein, wenn man das

Schloß lebendig verläßt. Es ist nit zu spaßen mit der Gräfin. Sie schlägt Roß und Mann; hart, wild und schön ist sie — oh, so schön! Und sie tritt alles, auch den alten Grafen Bloch, unter ihren herrischen kleinen Fuß.

Nein, es geht Veitele Mosches durchaus nichts an, warumb die schöne Gräfin Bloch mit gierigen Fingern an sich heranzieht, was es des Kostbaren, Heiligen und Schönen im Lande gibt, um dann das Schönste davon Niklas Muffel anzubieten — durch die Hand des schmutzigen kleinen Juden.

Veitele Mosches zieht jetzt den besten Kaftan an, um Herrn Muffel zum Altare schreiten zu sehen — kunnt' leicht auch sein, daß ihn die Gräfin Bloch danach fragen würde — und wehe, wenn er dann keine Antwort erteilen könnte!

Auf dem Laufertorturm jedoch nahm die Türmerin ihren blondlockigen Knaben an der Hand und schritt mit ihm die feuchten, dunklen Steintreppen hinab, die einstens der junge Niklas voll ungestümer Hast hinangestürmt war. Sie ließ sich vorwärts schieben in der freudig bewegten, neugierigen Menge. Und dann zog sie den Knaben in eine Mauernische. Dort konnte sie nit gesehen werden.

„Sie komben!" schrien ein paar barfüßige Kinder, die Dielinggasse herabrennend.

Langsam nahte in der breiten Gasse zwischen der Zuschauermenge der Hochzeitszug des Herrn Muffel vom Dielinghof. Voran schritten die Kinder der ganzen Verwandtschaft, aus kleinen Körblein Blumen unter die Füße des Brautpaars streuend. Sie fanden wenig Beachtung. Alle Blicke wandten sich der schlanken Gestalt des Bräutigams zu. Hochaufgerichtet ging er zwischen den beiden reich in Samt gekleideten Knaben, jüngeren

Brüdern der Braut, die ihn zum Altar führen sollten. Knapp umspannten die enganliegenden Beinkleider die schönen, gemeißelten Pfeilern gleichenden Waden, während sich oben um die Schenkel weite, zweifarbige Puffen aus schwerer Seide schmiegten, die sich bei den Ärmeln wiederholten. Über die hohe, weiße, gefältelte Halskrause legte sich eine lange, breite Pelzkrawatte. Der goldgestickte Gürtel hielt das Wams zusammen, an welchem ein herrlicher Galanteriedegen, das Geschenk des spanischen Hofes, befestigt war. Über der hohen Stirn schmiegte sich ein Kranz dunkelroter Rosen in das lockige Haar.

Andachtsvoll faltete der kleine Veitele Mosches die Hände unter dem weiten Kaftan und drückte sich eng an die Mauer.

„Gott du Gerechter, was is der Mensch so schön!" murmelte er vor sich hin. „Schön, reich, geliebt — Gott, was is er glücklich, der Herr Muffel! Söll ihm sein Glück erhalten bleiben!"

Langsam schritt Niklas Muffel zwischen den bekränzten Knaben, und in seiner Seele sang das Glück.

Das kleine Fräulein von Giech und Laufamholz wurde von zwei jungen Ratsherren geführt. Fast wie eine Enttäuschung lief es über die Gesichter der Zuschauer. Das kleine Fräulein von Giech machte keine sehr glückliche Figur in der steifen Brauttracht. Schwer umgab der reiche Fehbesatz die schmächtige Gestalt, schwer und prunkend fiel der Brokatsaum auf die winzigen Füße, daß es schien, als bewegten sie sich nur matt und zögernd vorwärts. Das reiche Mieder aus schwerstem Samt umschloß einem Panzer gleich die zarte Brust. Weite, seidene Ärmel bauschten sich im Wind, und es war, als zöge die schwere Goldkette das leichte Figürlein zu Boden.

Nein, die kleine Margarete von Giech fand keinen An-

klang bei den Nürnbergern, und manch hübsche, dralle Dirne dachte, daß sie selbst denn doch eine andere Braut gemacht und Herr Muffel mit ihr mehr Ehre eingelegt haben würde als mit dem Edelfräulein.

Zwei Augen aber hingen unverwandt an dem ängstlichen Gesichtlein Margaretes. Über die strahlende Erscheinung Herrn Muffels waren Madelgards Blicke in scheuer Bewunderung geglitten. An der kleinen Braut jedoch sogen sie sich fest. Und so fremd ihr der herrlich schöne Mann geworden — so innig fühlte sie sich plötzlich der kleinen Braut verbunden. Warumb verzog sich der frische Kindermund wie zum Weinen unter den prüfenden Blicken der Zuschauer? Warumb irrten die unschuldigen Kinderaugen so hilflos umher? Madelgard hätte der angstvollen Kleinen zunicken mögen: Sei getrost — er ist ja bei dir — den du liebst, der dich liebt.

Aber dann kroch es eiskalt in ihr herauf. Und sie nickte, aber schwer und traurig. Denn was sie mit dieser verband, sie, die arme Türmerin, mit der Braut des reichen Patriziers — das blutete aus tausend Wunden.

Wissend, wehvoll grüßte es aus den Augen Madelgards die Braut Niklas Muffels.

Dem Brautpaar folgte der lange Zug des Geleites. Und wenn die Hochzeitsbitter mit zierlichen Verslein die ehrbaren Frauen ersucht hatten, zur Erhöhung der Pracht ihre „Fehemäntel" und ansunst anzulegen, was sich in Kisten und Kasten verbarg, so sahen sie jetzt, daß sie keine Fehlbitte gemacht.

Die schönen Frauen zu Nürnberg leuchteten wie die Sonnen und verdunkelten durch die Pracht ihrer Erscheinungen vollständig ihre Kavaliere, welche ihrerseits das möglichste getan, was Schneiderkunst und Badergeschicklichkeit im Löcklinbrennen und Bartzopfen her-

vorbringen konnte. Schlicht, fast unscheinbar schritt der Tucher neben einer Stromer von Reichenbach, die wenig erbaut schien über ihren schweigsamen Hochzeiter. Auf seinem blassen Gesicht lag ein stiller Ernst. Anton Tucher hatte vor sein Herz einen Riegel gelegt. Niemand ahnte, was sich dahinter verbarg.

Unter der Brauttür von Sankt Sebald wartete anschonst der hochwürdige Herr Wilwolt, Erster Geistlicher daselbst, in großem Ornat. Chorknaben mit Weihrauchkesseln standen ihm zur Seite.

Die blumengeschmückten Jünglinge traten zurück. Niklas Muffel faßte die kleine, zitternde Rechte seiner Braut und zog sie auf das Kissen von schwellendem Samat, welches zu Füßen des Priesters lag, nieder. Und mit weithin hallender Stimme gab Herr Wilwolt, indes die ganze große Versammlung das Haupt entblößte und viele Frauen in die Knie sanken, Niklas Muffel und Margarete von Giech im Namen Gottes zusammen.

Nach dem Segen ordnete sich der Zug. Hinter dem Priester folgte er feierlichen Schrittes in die Kirche zu besonders bereiteten Plätzen. Das Volk drängte nach, um mit dem Paare dem Frühamt beizuwohnen.

Wem es aufgefallen, daß der Alt Volkamer Frau Brigitte Muffelin geleitet, und Herr Muffel selbst bei der Hochzeit seines Sohnes gefehlt hatte, der wußte es auch warum: der Vater war ein schwerleidender Mann.

Es schien, als habe nur die Hoffnung auf die Verbindung seines Sohnes das fliehende Leben aufgehalten.

Und niemand kam es überraschend, als kurz nach den Vermählungsfeierlichkeiten das Läuten der Totenglocke der Stadt verkündete, daß einer ihrer ersten Bürger in das unbekannte Land eingetreten sei, aus dem es keine Rückkehr gibt.

Herr Hallander, Ehrwürden, saß an seinem Schreibtisch. Ein großer Quartbogen lag vor ihm. Herrn Hallanders Haar war silberweiß geworden, aber aus dem gefurchten Gesicht blickten die alten Augen mit derselben Güte und Freundlichkeit wie in jungen Jahren. Der greise Priester konnte nicht mehr Hühnernestern nachsteigen, aber ihm war kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht, wenn es galt, einem Kranken die letzte Zehrung zu bringen. Hallander weinte.

Große Tränen tropften auf den Bogen, der sich langsam mit seinen krausen Schriftzügen füllte. Er weinte um seinen alten Freund und Patron Herrn Muffel, welchen man gestern hier in der Familiengruft beigesetzt hatte mit allem Prunk, der einen Patrizier zur letzten Ruhestätte geleitete.

Nun schrieb Herr Hallander an einem Epilog.

Also aber schrieb Herr Hallander:

„Du liebes Eschenau, du Nain aller Orten,
Wie bist du nun so wahr zum rechten Nain geworden.
Man trug unlängst aus dir, jawohl zu dir hinein
Den, der so hoch in dir erfreuet pflag zu sein."

Hier machte Herr Hallander eine Pause.

Er dachte zurück an die Vergangenheit. Und dachte vorwärts in die Zukunft.

Und sein altes Herz tat einen ängstlichen Schlag. In diesem Augenblick nahm drüben im Herrenhaus der junge Herr Muffel, sein jetziger Patron, den Treuschwur des Dorfes Eschenau ab. Mann bei Mann zogen sie am neuen Herrn vorüber, mit Blick und Handschlag sich unter seine Obhut begebend. Herr Hallander seufzte.

Niklas Muffel, der Schöne, Strahlende, mit dem sieghaften Lachen und dem stolzen Blick der blauen Augen

— würde er dem Dorf ein guter Vater sein, wie es jener gewesen, den nun die Gruft deckte?

Würde er das Wappen mit dem Hunde und dem Löwen, den blauen Fischen im roten Feld so rein halten wie jener? Der liebe Gott hatte wohl ein Einsehen, ihn nicht mehr allzu lange hier zu lassen in diesem Jammertal.

Langsam tauchte Herr Hallander den Federkiel in das dickbauchige Tintenfaß und schrieb weiter:

„Die Krone deines Markts, Herr Muffel, deine Sonne
Hat sich in dir geneigt. Der ehmals deine Wonne
In seinem Leben war, jetzt ohne Leben kam.
Die Kirche den Patron in ihre Arme nahm."*

Herr Hallander schrieb eifrig. Der große Bogen füllte sich. Endlich machte er einen Punkt. Dann spitzte er eine neue Feder und fügte mit schöner Kalligraphie, wie man sie in den Klöstern lehrte, hinzu:

„So beklaget des seligen Herrn Todesfall und wünschet den Wohl-Adelig hinterlassenen Erben Glück zu angetretenem Erbfall

Nikodemus Hallander, Pfarrer zu Eschenau."

Die ausgetretene Treppe herauf eilten stürmische Schritte. Herr Hallander wandte den Kopf. Ein Klopfen, kurz, fast herrisch: Niklas Muffel stand auf der Schwelle.

Der alte Priester erhob sich. Feierlich beinahe grüßte er den neuen Patron.

Doch mit der ganzen berückenden Liebenswürdigkeit, die ihm zu eigen war, wenn er wollte, drückte Muffel den greisen Mann wieder auf seinen Stuhl. „Aber behaltet doch Platz, ehrwürdiger Herr! Seht, ich setze mich Euch gegenüber, und nun wollen wir plaudern."

„Es ist schön von Euch, Herr Muffel, sich Eures alten

* Historisch.

Pfarrers zu erinnern," entgegnete Herr Hallander. „Ist der Treueid vorüber, und wie befindet sich Euer junges Gemahl?"

„Mein Weib konnte bei der Zeremonie nicht an meiner Seite sein," sprach Niklas Muffel unmutig.

Er sprang auf und schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. Hallander beobachtete ihn gelassen.

„Ich weiß nit, was in Margarete gefahren," fuhr der Patrizier nach kurzer Pause fort. „Sie weint und weint, weint Tag und Nacht. Meine Mutter stund neben mir, als die Bauern vorüberzogen, an ihrer Statt."

„Habet Geduld mit ihr," sagte Hallander milde. „Es ist gar jung, Euer Weib, findet sich wohl schwer in das Losreißen von der Heimat."

„Warumb?" fuhr Muffel auf. Ein herrischer Zug lag um seinen schönen Mund. „Warumb weint und klagt sie, wo andere jauchzen und lachen würden? Biete ich ihr nit alles, so einem jungen Weib geboten werden kann? Würden sich nit hundert andere glücklich preisen, Niklas Muffels Ehgemahl zu sein? Sie aber weint und weint, grüßt den Morgen mit Tränen und schluchzt der Nacht entgegen. Ich aber brauche ein aufrechtes Gemahl — jetzt — wo —"

Seine Gestalt streckte sich. Ein sieghaftes Leuchten brach aus seinen Augen.

Niklas Muffel, Herr zu Eschenau und Ermenreuth, Eckenhaid, Schoppershof, Schübelsberg und Schloß Burgstall. Niklas Muffel vom Dielinghof zu Nürnberg, dem die ganze Stadt zugejubelt auf seinem Weg zum Traualtar — Niklas Muffel — dem — ja, dem die schöne Freiin von Jontschu ein jauchzendes Ehgemahl geworden wäre — beneiden sollte man ihn um sein Weib!

Doch Margarete von Giech lag in ihrer Kemenate und

weinte. Der Prunk des Hochzeitsfestes hatte ihr Angst gemacht, vor seinem übermütig heißen Nehmenwollen floh sie voll Entsetzen, und als er sich tiefverletzt abwandte, brach sie in bittere Tränen aus.

Ein finsterer Zug legte sich um seinen Mund.

„Habt Geduld mit ihr," sagte Herr Hallander abermals dringlich. „Ein Blümlein, das Ihr aus dem Heimatboden reißt — und sei es elender Sand wie unsere Nürnberger Heide — und in ein anderes Land verpflanzt — und sei es beste Ackerkrume — es hänget doch und trauert. Habt Achtung, Herr Muffel, vor der Seele im anderen Menschen, Ehrfurcht und Achtung vor der Seele Eures Weibes. Seid ihr ein Stab und eine Stütze. So werdet Ihr sie Euer Leben lang an Euch fesseln."

„Mein Weib darf mir nit im Wege stehen itzo, allwo ich die ersten Schritte tue — in die Zukunft," sagte Niklas Muffel hart. „Es gibt keinen eignen Weg für sie — es geht mit mir — oder gegen mich. Ist es wahr, Ehrwürden, daß das höchste Glück des Menschen in der Sehnsucht liegt, daß die Erfüllung schon den Todeskeim in sich birgt? Ehrwürden, es wird mir kalt im Herzen, so ich an mein Weib denke."

Der alte Hallander hob die gefalteten Hände empor, und seine müden Greisenaugen brannten in den gesenkten Blick Niklas Muffels.

„Habt Ehrfurcht vor der Seele Eures Weibes, Herr," bat er inbrünstig. „Werbet langsam um sie. Weckt ihr Vertrauen! Ein Pfund ist in Eure Hand gelegt. Wuchert damit, Herr Muffel."

„Ich will frohe Menschen sehen und ihnen Freude bereiten," sagte Niklas Muffel laut. „Sie sollen es anerkennen und mich lieben, die mir untergeben sind, und mir darum umso treuer dienen. Kummer lähmt, drückt

alles nieder. Nur was in der Freude geschaffen wird, gelingt wohl."

„Freude bereiten. Oder nur Lust? Ihnen oder Euch selbst, Herr Niklas? Wollt Ihr mit Scherz und Kurzweil um die Herzen der Menschen werben? Beglücken werdet Ihr sie, wenn Ihr ihnen ihr Leid tragen helft. Denn sie lieben ihr Leid mehr als ihre Freude. Gebt ihnen etwas, an das sie sich halten können, gebt ihnen Liebe, Herr. Und opfert dafür ein Teil Euer selbst, Herr. So werdet Ihr sie gewinnen und tausendfach zurückerhalten, was Ihr für sie dahingegeben. Viel ist in Eure Hand gelegt, nit allein das Leben eines zarten Weibes. Wuchert mit dem Pfunde. Nur wer sich verlieret, der wird gewinnen! So möchten Gott und alle Heiligen Euch beistehn, Herr Muffel."

Also kämpfte der alte Hallander einen wackeren Kampf um die Seele des jungen Niklas Muffel, und es war ihm noch nie so schwer zumute gewesen, nit an einem Krankenbett, nit auf der Kanzel, die oft unter seinen derben Bauernfäusten gezittert hatte, wenn ihn lohender Zorn erfaßte über die Verderbtheit der Welt. Als der junge Patrizier gegangen, fiel sein Blick auf das schlichte Kruzifix an der Wand, und seine Seele sprach zu der leidenden Gestalt am Kreuz: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Freuden fahren, denn ich habe mein Maß erfüllt."

Und große Ruhe zog ein in das Herz des greisen Pfarrers von Eschenau.

Die Stunden fliehen — und die Tage eilen. Aus Tagen werden Monate. Monate vereinen sich zu Jahren — und Jahr reiht sich an Jahr.

Und noch immer schlug die große Orglocke auf dem

Lauferschlagturm der guten alten Stadt Nürnberg Tag und Stunde. —

Vor Sankt Lorenzen sammelten sich bereits in aller Frühe die Götzbetterinnen und Valkentreiger[1] und stritten sich um die besten Plätze auf den Kirchentreppen. In der dunkelsten Ecke versuchte ein Paar, Rübling zu junen[2], um die Zeit totzuschlagen. Sonntägliches Treiben herrschte auf den Straßen. Und wenn der Ehrbare Rat noch so scharfe Gesetze zur Kleiderordnung erließ, noch so harte Strafen „zu Putz" androhte — die verbotenen „zerhauen" oder „zerschnitten" Schuhe, das silbrin Tuch aus Venezia, der rote Schetter, den erst ein Fünfzigjähriger tragen durfte, — das alles stolzierte trotzdem keck und gottesfürchtig durch die Gassen Nürnbergs. Wer konnte nachprüfen, ob der silbrin Gürthil des Volkamer nur ein halb Pfund Silber hatte, ob die Paternoster in den Händen der schönen Frauen wirklich nicht teurer gewesen als zwölf Haller? Die schönen Frauen zu Nürnberg waren überhaupt die stärksten Widersacherinnen des Ehrbaren Rates. Verbot er ihnen nicht all und jeglichen Zierat, zum Beispiel die Zöpfe mit Gold, Silber, Perlein und Edelgestein zu durchflechten, seidene Kleider, römische Jäckchen, Borten, vor allem lange Schleier? Und sogar auf die erlaubte Stauche dehnten sich die Verordnungen des übersorglichen Rates aus: sie sollten nur vier Fächer haben und zur Reise[3] durfte man bloß Weiß und Rot wählen, wo es doch gar nit ausgemacht ist, daß jedwedem Gesichtlein ein roter Streifen zu Haar und Wänglein stehet. Nein, die schönen Frauen zu Nürnberg hatten durchaus keinen Grund, den Ehrbaren Rat besunders zu hofieren, ausgenommen

[1] Bettler, die ein verwundetes Glied vortäuschen. [2] Würfeln. [3] Einfassung.

Herrn Muffeln, der stets für die Interessen der Geschlechterinnen eintrat, ja, dessen Fürhalten sie oftmalen allerlei Spiel, Tanz und Kurzweil verdankten, was den übrigen Herren höchst überflüssig erschien.

Jetzt kam Leben in den lungernden Haufen der Bettler. Die ersten Kirchengänger schritten heran. Nur wenige Menschen saßen bereits in den dunkeleichenen Bänken. Das Volk wartete zumeist auf die Geschlechterfamilien, um zu schauen, zu staunen und Kritik zu üben. Und es kamen die Imhof, die Pirkheimer, die Volkamer, die Stromer, die Löffelholz. Es kam der Alt Strombeck, und es kam der Jung Tucher, Herr Anton Tucher, dessen Gesicht nie jung gewesen, und das daher auch nicht älter wurde, mit seiner Gattin, einer geborenen Stromer von Reichenbach — „Wisset, Frau Nachbar, die sell er damalen bei Herrn Muffels Hochzeit geführt," — und mit seinen beiden Knaben; denn zehn Jahre waren dahingerauscht, seit Herr Anton Tucher ein Fürhänglein vor seine Seele gehänget hatte. Und auch sein Weib durfte keinen Blick dahinter tun.

Sie führten eine stille, gute Ehe, Herr Anton Tucher und sein Ehegemahl, eine Ehe, in der es kein lautes Wort und keinen Streit gab, aber auch kein leuchtendes Glück, keinen seligen Überschwang, in der wohl brave Küchengewächse ein ersprießliches Dasein führten, aber keine Rosen in sinnbetörender Pracht leuchteten, und keine schaukelnden, schillernden Winden sich um Eisengitter schlangen und ihr Dunkel verdeckten.

Der Chef des großen Kaufhauses mußte freien.

Und so freite Herr Tucher und hielt die Hand fest auf das Schlößlein gepreßt, das seine Seele verschloß.

Wieder ging eine Bewegung durch die gaffende Menge, die Herrn Tucher still, mit ruhigem Respekt vor dem

Rats- und Kaufherrn vorübergelassen und auch um den spinnbeinigen Herrn Tetzel und seine Gemahlin nicht viel Aufhebens machte.

Jetzt aber blitzten alle Augen, die Hälse reckten sich.

Der hohe, stattliche, blühendschöne Mann, der dort heranschritt, prachtvoll in dunkles Tuch mit Marderpelzbesatz gekleidet, war Herr Muffel. Er führte voll ritterlichen Anstandes sein Ehegemahl am Arme.

Zehn Jahre waren über das kleine Fräulein von Giech und Laufamholz dahingerauscht.

Mit hartem Griffel waren sie über das süße Kindergesichtlein gefahren und hatten tiefe Falten in die glatte Stirne gegraben. Der feine Mund neigte sich leicht nach abwärts, die blauen Augen sahen mit einem stumpfen, leeren Blick über die gaffende Menge hinweg. An der Hand führte sie einen reichgekleideten Knaben von vielleicht vier Jahren, und hinter den Eltern trippelten, sich sittsam führend, zwei Pärchen, über geraden, feingebogenen Nasen und vollen, ein wenig hochmütig geschürzten Lippen mit hellem, selbstbewußtem Blick um sich schauend.

Die Götzbetterinnen begannen zu wimmern, und die Balkentreiger hielten ihre eingebundenen Gliedmaßen jammernd in die Höhe.

Denn jetzt begann ihre Ernte.

Alle hohlen Hände füllten sich, wenn Herr Muffel vorüberschritt.

Sorgsam wichen die reichgekleideten Kinder des Patriziers einer Berührung mit den übelriechenden Lumpen der Bettler aus. Doch auch aus den kleinen Händchen flossen reiche Gaben.

Langsamen, gemessenen Schrittes stieg Herr Muffel die Kirchentreppe hinan. Langsam trippelten die Kinder

nach. Zwei Gürtelmägde folgten, die Kissen, Kerzen und Gebetbücher trugen. Hallend, mit tiefem, werbendem Ton klang das Geläute der Lorenzerglocken über die Stadt. Die von Sankt Sebalden und Liebfrauen fielen ein, und im Schottenkloster von Sankt Ägydien rührte es sich und antwortete den Schwesterglocken. An allen Enden der Stadt warfen sich selige Töne in die weiche Frühlingsluft, verschlangen sich und wurden zu einem vollen, mächtigen Akkord zur Ehre Gottes.

Drinnen aber, in der in mystisches Dunkel getauchten Lorenzerkirche, wo die Kerzen wie süße Offenbarungen des ewigen Lichtes hervorleuchteten aus Dämmer und Geheimnis, beugte Herr Muffel tief das Knie vor dem Altar des Herrn.

Draußen wisperte das Volk.

„Wißt ihr's, von der Sitzung im Rat? Das neue Erbsteuergesetz? Alle waren dagegen, Herr Tetzel an der Spitze. Aber Herr Muffel sprach dafür. Söll ein erkleckliches Sümmchen an die Armen abgeführt werden, so ein Reicher mit Tod abgehet. Herr Muffel — das ist ein Fürsprech der Armen. Wissen es alle, auch die Klöster und Siechhäuser. Der Abt von Sankt Ägydien ist sein Freund. Alle geistlichen Herren seind ihm gewogen."

„Etwan, Herr Nachbar — doch ein Teil zu — zu freigebig? Ein Teil zu — sorglos? Man flüstert, der Jud', Veitele Mosches —"

„Still, Herr Nachbar! Was bedeutet Veitele Mosches für einen Mann wie Herr Muffel? Tausendfältig stehet hinter solchem sein reicher Besitz!"

„Aber — man sagt — beileib nit ich, Herr Nachbar, nur gehört in den Wirtsstuben oder Badstuben — Herr Muffel streue mit Gold umher wie unsereiner mit

Sand, so es geschneiet hat und darüber gefroren. Der tiefst Brunnen erschöpfet sich einmal."

„Zum Lachen, Herr Nachbar, zum Lachen! Doch kommet, der Gottesdienst muß alsogleich beginnen."

In dem holzgetäfelten Zimmer mit den runden Butzenscheiben standen sich die beiden Männer gegenüber.

Herr Tucher klopfte mit dem Knöchel des Mittelfingers auf den viereckigen Tisch.

„Und warumb, Niklas?" fragte er. „Warum ständig diese Kampfbereitschaft, diese Gereiztheit, deinen nächsten Verwandten gegenüber?"

„Warum —?"

Niklas Muffel schritt unmutig durch das weite Gemach.

„Warum? Tetzel ist mein Feind, solange ich denken kann. Schon als Knabe stellte er mir gern ein Bein, wenn ich im Laufen gewesen bin. Heute aber stellt er sich meinem Aufstieg entgegen, wo er kann. Nächste Verwandte nennst du sie, Anton? Giftiges Gewürm sind sie, das ich am liebsten zertreten würde, wie man einen eklen Wurm zertritt."

„Und doch kann ein Wurm einen ganzen Sandhaufen unterhöhlen mit seinem geheimen Wühlen," entgegnete der Tucher bedächtig. „Niklas, du bist zu sorglos. Wir müssen mit den Menschen leben und nicht gegen sie. Wir müssen sie und ihre Fehler ertragen, wie sie die unsrigen und uns."

„Ich lasse mir nit in den Weg treten, Anton," sagte Muffel hochmütig.

Ein kalter Zug lag auf seinem schönen Gesicht.

„Wer sich mir entgegenstellt, wird —"

„Niedergetreten," sprach der Tucher ernst. „Es werden

stille Menschen daraus, die Menschen, deren Wille geknebelt wird. Menschen mit tiefen Falten auf der Stirne und einer bitteren Linie um den Mund. Oder aber, sie stehen gegen dich auf. — Hüte dich, Niklas!"

Niklas Muffel lachte.

„Was willst du, Antony! Du ewiger Mahner und Warner! Du Zauderer und Wäger! Hat mich der Rat nit eben wieder mit dem Empfang des Kaisers beauftragt? Hängt nit das Volk an mir, jubelt mir zu, wo es mich sieht?"

„Das Volk, das du mit Gold erkaufst," sagte der Tucher tiefernst; „Liebe, die mit Gold gewonnen werden muß, ist keine Liebe."

„Meinst du das Erbsteuergesetz?" fragte Niklas Muffel leichthin. „Ja, ich habe die Überzeugung, daß dem Volke von dem Überfluß der Allzureichen ein Teil in Gestalt einer Erbsteuer zufließen sollte. Schiltst auch d u mich deswegen, Anton, daß ich diese Ansicht in der letzten Ratsitzung mit Nachdruck vertreten habe?"

„Du hast dir dadurch viele Feinde gemacht, Niklas," entgegnete der Tucher. „Insonderheit würde durch ein derartiges Gesetz der Tetzel hart betroffen, welcher der einzige Erbe seines reichen Oheims ist."

„Das kann mich nit abhalten, meine Ansicht auszusprechen und nötigenfalls zu verteidigen," erwiderte Niklas Muffel hochmütig. „Und wäre dies Gesetz nicht politisch auch ein feiner Schachzug? Es betrifft nur die Schwerreichen. Seind diese aber nicht dem Wohle der Stadt gefährlich, weil sie zuviel Macht in die Hand bekommen?"

„Durch die Erbschaft wäre Tetzel der reichste Mann der Stadt," sagte der Tucher mit schwerer Betonung. „Er wäre dadurch befähigt, dir Niklas, in allem und

jedem in den Weg zu treten, denn Gold öffnet sämtliche Türen. Dachtest du daran, Niklas? Oder trieb dich wirklich nur die Liebe zum Volke? Du suchst Tetzel und seine Freunde langsam aber unaufhaltsam von allem Einfluß zu verdrängen. Niklas, lasse ihnen ein Feld, auf dem sie sich betätigen können. Sonst werden aus den Gegnern erbitterte Feinde."

Niklas Muffel zuckte die Achseln.

„Du meinst es gut, Antony. Da hast es stets gut mit mir gemeint. Aber du siehst zu schwarz. Auch glaube ich, daß es wohlgetan, wenn bei der Regierung einer Stadt nicht zuviel Köpfe rechnen. Es kommt da oft ein falsches Exempel heraus. Wozu zum Beispiel jetzt wieder die unangebrachte Sparsamkeit, wo es sich um den Empfang des Kaisers handelt?"

„Weil die Stadt zum Sparen gezwungen ist," sagte der Tucher kurz. „Kriegsabgaben und die häufigen Fürstenempfänge haben ein unendliches Vermögen verschlungen."

„Niemalen werde i ch einen Finger rühren, wenn mir nit die Mittel bewilligt werden, den Kaiser zu empfangen, wie es dem Kaiser gebührt," sagte Niklas Muffel mit starker Stimme. „Nürnberg soll zeigen, was es kann. An nix nit soll gespart werden. Auch dem Volk soll Lustbarkeit und Kurzweil geboten werden, so bei der Heiltumsweisung ja ohnehin Fremde in Massen in die Stadt kommen. Nürnberg soll ertrinken in einem Meer von Fahnen, Kränzen und Blumen — und wenn ich sie aus Italia schicken lassen müßte! Der Pirkheimer, der Haller, der Imhof sind schon gewonnen. Biete deinen Einfluß auf, Anton. — Die Stadt muß zeigen, was sie vermag. Nürnberg hat auch allen Grund, Seine Majestät freundlich zu stimmen. Hängt nit von

ihm die Bestätigung ab über die Aufbewahrung der Heiltümer allhie, ist es nit sein Wort, von dem die Verleihung der Reichslehen bestimmt wird? Kurzsichtig und dumm sind sie, diese Herren des Rates. Können nit über ihre eigenen Nasen wegschauen, und bei den Festungswällen hört ihnen die Welt auf — die Schwachköpfe!"

Mißmutig stieß er einen der schweren Stühle gegen den Tisch.

„Sie haben die Welt gesehen, wie du," entgegnete der Tucher ruhig. „Und es schadet meines Erachtens dem Kaiser nit, wenn er sieht, daß der Leistungsfähigkeit Nürnbergs auch Schranken gezogen sind. Allzu reiche Verehrungen ziehen allzu reichliche Heimsuchung der Fürsten nach sich. Die Ansprüche Friedrichs gehen ins Ungemessene."

„So wir ihnen nit gerecht werden, wird uns sein Zorn treffen," sagte Niklas Muffel.

„Genug, Niklas. Ich will sehen, was sich tun läßt. Doch versprich mir dagegen, die leidige Sache mit dem Erbsteuergesetz einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Vorläufig wird der Rat durch den Besuch des Kaisers vor eine Last neuer Aufgaben gestellt. Und es tauget nit, so an einem Glockenseil von verschiedenen Seiten gezogen wird."

Niklas Muffel lachte.

„Wohlan, so wollen wir uns zunächst diesen Aufgaben widmen," sagte er, schon wieder im Tone leichter Sorglosigkeit. „Traun, es werden viele sein, deucht mich."

Ein schlanker Knabe mit großen, strahlenden Blauaugen öffnete die Türe. „Veitele Mosches fragt, ob er dem Herrn seine Aufwartung machen darf," sagte er.

„Es ist gut, Jörg, führe ihn in die Bibliothek. Ich

habe ihn bestellt," entgegnete Muffel nachlässig. Des Tuchers Blick hing an dem schönen Gesicht des Knaben.

„Madelgards Sohn?" fragte er leise.

„Ja."

Kurz abbrechend sprang das Wort hoch. Dann setzte Niklas Muffel einlenkend hinzu: „Der Junge paßt nit zu seinen Geschwistern. Ich will ihn hier im Hause erziehen lassen und ihn zu meinem Leibdiener machen."

„Was sagt dein Weib dazu?"

„Margarete —? Kann ich ergründen, welcher Art die Gedanken sind, die sich hinter ihrer Stirne kreuzen —? Sie gehet unter uns umher, als sei sie aus einer anderen Welt. Sie ist mir gehorsam, sie pfleget ihrer Kindlein, sie hat meiner Mutter treulich gewartet bis zu ihrem Tode. — Aber — Anton!"

Es klang wie ein Schrei. Niklas Muffel drückte beide Fäuste auf die Brust, als müsse er ersticken.

„Anton — ich hungere bei Margarete. Ich hungere nach Liebe, nach Leidenschaft, nach Leben! Sie ist wie ein Bergsee, so ruhig und unbewegt. Ich aber brauche Stürme, Ebbe und Flut, Sonnenglut und Sonnenschönheit!"

„Wie ein Bergsee —," wiederholte der Tucher still. „So ruhig — aber auch so klar und rein! Niklas, du hast einen Schatz in deinem Weibe. Hüte ihn."

„Sie war dir einst teuer, Anton," sagte Niklas Muffel nachdenklich. „Aber glaube mir, Anton, es schleift sich mancher Edelstein beim Tragen ab, und mancher, von dem du dachtest, es sei ein Juwel, zeiget sich im Lichte des Alltags als ein geringfügiges Steinlein ohne Feuer und Glanz. Der Glanz, Anton, ist mir erloschen in den ersten Wochen meiner Ehe. Ich habe ein Kind gefreiet, und das Kind ist nit zum Weibe geworden."

„Weil die Knospe welken mußte, ehe sie sich zur vollen Blüte kunnt' entfalten," murmelte der Tucher. Ein bitterer Zug lag um seinen Mund. Seine Hand umkrampfte den Stuhlknauf.

Der dort stand, war sein Freund!

War er es wirklich noch?

Oder war das, was er für Niklas Muffel gefühlt, nicht längst erloschen? Haßte er ihn nicht beinahe, den schönen, sorglosen, hochmütigen Mann, der den Hunger herausschrie — an der Seite des besten, liebevollsten Weibes, ohne zu sehen, daß ihre Seele sich verblutete, ohne das Gold zu sehen, was seinen Weg bedeckte?

Warum hatte er in einer flüchtigen Gefühlsaufwallung die Hand nach Margarete von Giech ausgestreckt — um die Blüte dann zu zertreten, wie er Madelgard zertreten hatte? Warum hatte e r ihm Margarete nicht entrissen, ehe es zu spät war?

Ein bitteres Gefühl wallte in ihm auf. War denn auch nur ein Blick des kleinen Freifräuleins auf ihn gefallen?

Mit einem Niklas Muffel tritt man nicht in die Schranken.

Dem Falter gleich, der blindselig der verderblichen Flamme zutaumelt, hatte das Kindlein der Schönheit des Patriziersohnes entgegengejauchzt wie einer Offenbarung Gottes. Und lag mit versengten Flügeln am Boden, ehe es sich zu höchstem Fluge erheben konnte. Denn die Flamme brannte wohl, doch es war ein kaltes, erstarrendes Licht, und Todeswehen ging von ihm aus. — Das zitternde Seelchen der kleinen Margarete flatterte hilflos in diesem Wehen, bis es matter und matter wurde und schließlich in sich zusammensank.

Anton Tucher aber stand mit gebundenen Händen.

Die Türe öffnete sich. Leichten Schrittes, ein leises

Gesänglein auf den Lippen, mit welchem sie das jüngste Kind, das sie auf den Armen trug, einschläfern wollte, trat Margarete ein. Als sie die Herren gewahrte, blieb sie stehen. Ein schüchterner Blick flog zu Niklas Muffel hinüber. Dann senkte sie das Haupt mit leisem Gruß auf des Tuchers tiefe Verneigung.

„Leiste Herrn Antony ein wenig Gesellschaft, Margarete," sagte Niklas Muffel leichthin. „Veitele Mosches wartet auf mich in der Bibliothek. Wird wohl wieder ein schönes Stücklein für mich haben," schloß er lachend.

Margarete setzte sich mit dem Ausdruck bereitwilligen Gehorsams in einen der tiefen Stühle.

„Nehmet Platz, Herr Tucher," sprach sie freundlich. „Und erzählet mir, wie es Eurem Weibe und Euren Knaben geht — und Euch."

Anton Tucher sah der schlanken Gestalt Niklas Muffels nach, hinter der die schwere Eichentüre ins Schloß fiel. Dann entgegnete er nachdenklich: „Es gehet ihnen gut, Frau Muffelin. Die Tage schwinden dahin, ohne daß es einem zum Bewußtsein kommt. Sie sehen sich alle gleich, diese Tage des Alltags."

„Und doch liegt so viel Mannigfaltiges in ihnen," entgegnete sie ruhig. „Wie auch kein Blatt dem andern ganz gleicht! Stehet der Mensch doch immer voll Staunen vor der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit in der Natur und im Leben."

Tucher blickte die stille Frau überrascht an.

Sie sah es und lächelte.

„Man kommt auf allerlei Gedanken, wenn man — einsam ist," sagte sie dann leise. „Pater Henrikus von den Schotten unterweiset mich auch in mancherlei Kunst und Wissenschaft."

„Einsam —? Fühlt Ihr Euch einsam, Frau?"

Margarete schlug die großen Augen voll zu ihm auf.

„Ja, Herr Tucher. Die Kinder und ich — wir stehen nicht in Niklas' Leben, sondern daneben. Ich könnte es verschmerzen — der Kinder wegen tut mir's weh. Sie wissen kaum, daß sie einen Vater haben. Andere Dinge, die dem Hause fern liegen, füllen ihn aus. Die Angelegenheiten der Stadt, seine Liebhabereien, seine Sammlungen, seine große Korrespondenz mit dem hispanischen Hof, dem ansbachischen, ja mit dem Kaiser selbst, der sich an ihn wendet, wenn er Geld braucht. Herr Tucher — ihm gibt Niklas. Für mich und die Kinder — doch das ist nebensächlich."

Mit ihrem stillen, unpersönlichen Blick schaute die Frau vor sich hin. Sie sprach das alles, als ginge es sie nichts an, als läge es weitab — ferne ihrem eigenen Wünschen und Hoffen.

Anton Tucher überlief es kalt.

„Gewiß, er spielt manchmal mit den Kindern," begann Margarete wieder, „er tollt mit ihnen umher, er beschenkt sie oft überreich. Neulich vergaß er beim Spiel mit ihnen eine Ratsitzung, und als der Ratsdiener kam, sagte er: ‚Man wird auf Niklas Muffel warten können.' Jedoch, Herr Tucher, mich deucht oft, sein Herz weiß von dem allem nichts. Und die Kinder brauchen den Vater. Ich beobachte sie voll Sorge. Nikolaus, der älteste, hat einen offenen Blick, einen geraden Sinn, aber etwas Unbeugsames, Schroffes im Wesen. Auch Anna, die Zweitgeborene, ängstigt mich oft durch ihr leidenschaftliches Wesen. Sie ist schöner und klüger als ihre jüngere Schwester Ursula, doch Ursula ist leichter zu leiten. Dagegen tritt bei Hans jetzt schon ein ganz ungemein starker Hochmut zutage. Herr Tucher, helfen Sie mir, — helfen Sie, Sie sind Niklas'

Freund von jeher gewesen, daß Niklas' Kinder rechte Wege wandeln. Meine Hand ist zu schwach, Herr Tucher. Ich kann wohl mahnen und warnen, nit aber die Zügel straffen, so sich die jungen Rößlein mit voller Kraft in die Sielen werfen."

Das Kind auf Margaretens Schoß war eingeschlafen. Mit einer mütterlich-weichen Bewegung legte sie den herabgesunkenen Kopf des Knaben an ihre Brust.

Dann schaute sie auf.

Da sah sie den Mann stehen.

Vornübergebeugt stand der Tucher. Seine Hände waren zusammengekrampft, seine Lippen geschlossen, als unterdrückten sie gewaltsam einen Schrei. Leichenblässe bedeckte das hagere Antlitz. —

In Margaretens Wangen stieg langsam eine feine Röte und ließ das frühverblühte Gesichtlein mädchenhaft jung und hold erscheinen. Ihre Augen öffneten sich weit —

Was sie nicht wußte, erriet, erfühlte der sechste Sinn der Frau: die große, tiefe, schmerzvolle Liebe eines ganzen Lebens. Mit einer unendlich zarten, abbittenden Bewegung hielt sie dem Manne die kleine Hand hin.

„Herr Tucher —? Ich — das — das — das wollte ich nit — sicherlich nit."

Er griff leidenschaftlich nach der ausgestreckten Rechten Margaretens.

„So wisset es also — Frau," sagte er dumpf. „Wisset es — und lasset es begraben sein in Euch, wie ich es begraben habe in mir. Aber auch die Toten haben ihren Tag. Man soll und darf nit vergessen die, so einem im Leben lieb waren und von einem geschieden sind. So ist es wohl recht und billig, Fraue, wenn man ein Grab in der Seele ebenfalls mit Blumen zieret. Seid ge-

trost, Frau Margarete, ich will Eurer Kindlein warten, als seien es die meinen — weil — weil es Eure Kinder sind, Frau Margarete. Und nun entlaßt mich. Oft fällt durchs Kirchenfenster ein Strahl des Lichts, und dann deucht uns, der Strahl komme von Gott, und unsre Seele schwingt sich über sich selbst empor. Heilig seind solche Augenblicke. So ist es mir itzt, Frau Margarete. Heilig ist mir der Augenblick, und durch nichts soll er entweiht werden."

Im nächsten Moment war die Muffelin allein. — —

Veitele Mosches wartete. Er wartete geduldig. Oh, Veitele Mosches kannte die Kunst des Wartens! Und wußte, daß ihr oft Gold entsprang.

Unbeweglich stand er auf einem Fleck, leise vor sich hin murmelnd: „Kommt er nit, der Herr Muffel? Nu, wird er haben eine Abhaltung. Große Herren haben immer Abhaltungen. Muß der Jud' warten."

Veitele Mosches war noch immer so klein und unscheinbar, doch sein Kaftan war von feinstem Tuch. —

Ein anderer, als der er drüben gewesen, trat Niklas Muffel ein. Alle Sorglosigkeit schien von seinem schönen Gesicht gewichen. Die Brauen zogen sich düster zusammen. In den Augen spielte ein flackerndes Licht. Tief verneigte sich der kleine Handelsmann.

„Möge der Herr Muffel lang leben, und es ihm wohl gehen auf Erden."

„Schon gut, schon gut!"

Muffel winkte ungeduldig ab.

„Es ist — ich ließ dich herkommen — du mußt mir Geld verschaffen, Veitele."

Er nannte eine große Summe.

Veitele Mosches kroch ganz in sich zusammen.

„Ich bin ä armer Mann, ä geringer Mann, Herr

Muffel wissen," wimmerte er. „Wo soll ich hernehmen so viel Geld plötzlich? Ist der Pokal von getriebenem Gold ja auch noch nit —"

„Ich weiß, ich weiß,", entgegnete Muffel ärgerlich. „Hast du nit gesagt, daß der frühere Besitzer mir das Geld gern stundet gegen gute Zinsen? Bin ich dir nit gut für ein paar Guldein? Aber ich brauche Geld, ich m u ß es haben. Der Kaiser kommt nach Nürnberg. Der Rat hat mich mit seinem Empfang beauftragt. Söllt' ein Niklas Muffel da mit leeren Händen dastehen —? Mit nichten! Veitele, du m u ß t mir das Geld schaffen."

„Ermenreuth, Burgstall — Eschenau," jammerte der kleine Mann.

„Die Abgaben und Zehnten meinst du? Die von Ermenreuth und Eschenau habe ich für zwei Jahre an den Bischof von Bamberg verpfändet, der mir dienstwillig gewesen. Burgstall bringt nicht viel ein — kurz und gut, ich brauche Geld. Und du wirst es mir verschaffen, Veitele."

„Gott du Gerechter, setzet der Herr Muffel zuviel Vertrauen in mich armen Mann," ächzte der Jude. Doch er schwieg plötzlich. Seine Miene erhellte sich, in sein Auge trat ein begehrliches Leuchten: Niklas Muffel hatte aus einem Wandschrank einen Ring mit strahlendem Rubin genommen.

„Das für deine Mühe, Veitele," sagte er nachlässig. „Heute über acht Tagen bringst du mir das Geld."

„Der arme Veitele will sehen, was sich tun läßt, will sein Bestes tun," stammelte der Jude entzückt.

Mit einer hochmütigen Handbewegung entließ ihn Niklas Muffel.

Vor sich hinmurmelnd, drückte sich der kleine Hebräer die breite Treppe hinab.

„Acht Tage — zwei Tage brauch' ich, bis ich bin bei der Gräfin Bloch. Zwei Tage, daß ich mich verschnaufe — muß doch gleich die dortige Gegend bei der Gelegenheit absuchen — zwei Tage zur Rückreise — bleiben noch zwei Tage. In acht Tagen soll er haben das Geld, der Herr Muffel."

Niklas Muffel schloß schnell die Türe hinter ihm.

Einen Moment blieb er stehen, grübelndes Sinnen auf dem Gesicht. Mit einer scheuchenden Bewegung strich er sich über die Augen.

Dann öffnete er eine in die Wand eingelassene Pforte. Die Holztäfelung des Raumes drehte sich mit ihr nach auswärts. Dahinter war ein kleiner Raum, den man schwerlich vermutet hätte, denn die Türe paßte so genau in ihren Rahmen, daß ein Unwissender ihre Fugen kaum fand.

Alte Häuser haben Geheimnisse und geheime Räume. Dies war der geheime Raum im Muffelhaus. Nur Niklas Muffel hatte den seltsam gebogenen Schlüssel dazu. Sorgsam verschloß er die Türe nach außen. Durch runde Scheiben fiel buntes Licht, flimmerte und blitzte in goldenen und silbernen Gegenständen, glühte auf in großen Diamanten, die auf samtenen Kissen lagen, brach sich in Vasen und Gefäßen von fein geschliffenem Glas. An all den wundervollen Schönheiten ging Niklas Muffel heute achtlos vorüber. Er zog einen zweiten Schlüssel hervor, öffnete einen Wandschrank und entnahm ihm einen goldenen Kasten.

In einer der Ecken brannte über einem kleinen Altar ein ewiges Licht. Dorthin trug der Mann den Kasten.

Als Niklas Muffel auf dem Samtkissen niederkniete, welches vor dem Altar lag, war ihm plötzlich, als sänke alles, was außerhalb des Zimmers war, lang=

sam hinab, als umgebe ihn ein leerer Raum, als schwebe seine Seele darin völlig losgelöst von der Welt und von allem Weltlichen zu lichten Höhen empor. Als wäre es ewig für ihn unmöglich, etwas festzuhalten im Innersten, was das Leben ihm bot, als sei er allein und einsam in einer blauen, leuchtenden Unendlichkeit, der er sich voll tiefster Inbrunst hinwarf, um sich ganz darein zu verlieren. Mit zitternden Händen entnahm er dem Kasten den sorgsam eingekapselten bleichen Knochen eines Märtyrers. Voll scheuer Demut küßte er das Heiligtum. Musik klang von irgendwo herauf. Goldene Lichter fielen wie ein Strahlenregen über ihn, sanken tief in seine bebende Seele und erfüllten sie mit einer namenlosen Wonne. Das zitternde Glücksempfinden durchrieselte seinen ganzen Körper.

„Mutter," flüsterte Niklas Muffel, „die einzige, die mich verstanden hat — segne mich!"

Er preßte die Kapsel mit einem seligen Schauer völliger Hingabe an die Stirne und ans Herz. Dann küßte er sie abermals und legte sie sorgsam zurück in den Kasten. Das beseligende, Wollustbeben auslösende Gefühl gänzlicher Verschmelzung, vollständigen Losgelöstseins wich langsam. Die Musik erstarb in weichen Tönen.

Wie eine Ernüchterung kam es über den knieenden Mann, wie ein bitteres Einsamkeitsempfinden.

Was wußten sie alle, die ihm nahestanden, von diesen Augenblicken, wo der Überschwang seelischen Glückes ihm zum Spender heißester, süßester Freude wurde?

Hat nicht jeder Mensch trotz aller nahen Bande sein Eigenstes für sich allein —? Ist nicht jeder Mensch im tiefsten Grunde ein Einsamer —?

Fremd und einsam kam sich Niklas Muffel vor, als

er die Türe seines Heiligtums von außen sorgsam verschloß.*

Die Nürnberger Heide hatte ihr Festgewand angelegt. Wenn ein ernstes Angesicht lächelt, ist es schöner, als wenn ein frohes lacht. Und wenn der Frühling über die ernsten Föhren- und Kiefernwälder, die mühsam ihre Nahrung aus dem Sand des fränkischen Landes ziehen, kommt, dann ist er zehnmal schöner, als wenn er eine üppige Landschaft mit Blüten überschüttet. Kerzen hatte er aufgesteckt auf all den dunkelgrünen Zweigen und Ästlein. Feierlich und stolz hielten sie sie dem Pfingstsonnenschein entgegen. In diese Waldungen verirrten sich nicht Schnee- oder Maiglöcklein, keine Waldveigelein bedeckten den Boden — höchstens legte sich um die kleinen Rinnsale, welche sich zu eilfertigen Bächlein vereinten, ein Kranz von Anemonen.

Und doch barg der trockene, nüchterne Sandboden eine unsagbare Herrlichkeit. In dem dürren, kahlen Gestrüpp drängte es in die Höhe, trieb schwellende, grüne Knösplein unter braunen Schutzdecken — und plötzlich schlüpften darunter viele Tausende von gelben Seidenfähnlein hervor. Die Nurungen bedeckten sich mit einem Teppich von gelber Seide, auf den Sandhügeln lagen gelbe, lockende Seidenkissen — da eines, dort eines —, gelbe Seidenpolster zogen sich an den Rändern der Landstraßen hin. Der Ginster blühte, und es schien, als hätten die ernsten Föhrenwälder allen Glanz und alle Pracht der Sonne in sich aufgesogen.

* Niklas Muffel besaß bei seinem Tode dreihundertsechzig Heiltümer. Er sagte, es sei der Schmerz seines Lebens, nicht dreihundertfünfundsechzig zu besitzen, um jeden Tag ein anderes verehren zu können.

Es war ein Flimmern und Leuchten, ein Strahlen und Glänzen voll unerhörten Lichtes in den Wäldern des fränkischen Landes zur Zeit, da die Menschen sich rüsteten, das lieblichste Fest des Jahres, das Fest der Blüten, des Sonnenscheins, des seligen Amselsanges zu begehen — das Fest der Pfingsten.

Die Nürnberger Frauen jedoch, die schönen Frauen Nürnbergs hatten in dieser Zeit allen Grund, mit ihren Eheherren unzufrieden zu sein. Denn es schien, als sei alle Ordnung der Mahlzeiten aufgehoben. Wenn die Morgensitzung auf dem Rathaus bereits den Braten verdorren und die Klöße zerfallen ließ, so war damit nicht gesagt, daß der Herr Eheliebste nicht nach einigen eiligen Bissen, wobei es mehrere höchst ungerechte, anzügliche Bemerkungen über das harte Fleisch und die zerweichten Klöße gab, schon wieder fortstürzte nach dem Rathaus, und die Abendsitzung sich bis tief in die Nacht erstreckte.

Auf vorsichtige Anfragen, was denn da eigentlich so angelegentlich beraten würde, gab es unwirsche Antworten, woraus die neugierigen Frauen nur erfahren konnten, daß es dem Ehrbaren Rat erkleckliche Sorgen machte, die ungeheuren Summen aufzubringen, welche Herr Muffel entschieden forderte, um den Einzug des Kaisers mit Gefolge, nebst allen Verehrungen und Geschenken so zu gestalten, wie es Herr Muffel für nötig fand.

Was wahr war, sollte gesagt werden: er hatte sich selbst mit einer großen Summe an den Empfangskosten beteiligt. Doch es blieb der Findigkeit des Ehrbaren Rates noch genug überlassen, um die Gelder flüssig zu machen, deren er bedurfte.

Auf den Landstraßen strebten Wagen und Fußreisende,

Reiter und Fußvolk der Stadt zu, und mancher Placker, der daselbst „grembeln" ging, mancher Staudenhecht füllte den schwindsüchtigen Beutel mit dem Hab und Gut eines nicht genügend gegen Überfälle verwahrten Krämerleins, welches seine Waren auf die große Messe bringen wollte, die mit dem Kaiserbesuch und der Heiltumsweisung verbunden werden sollte.

Was die Wirte zu Nürnberg anbetraf, so war mit ihnen nicht gut Kirschen essen, denn der Fremdenverkehr schwoll zu solchen Zeiten derart an, daß die Losaments nicht ausreichten. Auch drängten sich viele Menschen in die Stadt, von denen man nit kunnt' wissen, was sie im Schilde führten, wenn auch die Viertelmeister und Gassenhauptleute strenge Kontrolle übten. Nein, die Wirte zu Nürnberg hatten nichts zu lachen, trotz des hohen Gewinns, der in Aussicht stand.

Die Maisonne tanzte in Ringeln über den freien Platz vor St. Lorenzen und beleuchtete einen merkwürdigen Zug, welcher vom Markte heranschwankte. Auf dürrem Rößlein saß eine buntgekleidete Gestalt, der die Bischofsmütze sonderbar genug zu Gesicht stand. Vor dem Reiter gingen Sackpfeifer und Schalmeibläser einher und ein junger Bursche, der ein Fichtenbäumchen, mit kleinen Gläschen und Spiegelchen behängt, trug.

Johlend umsprangen Scharen von Kindern und jungen Leuten den merkwürdigen Aufzug, von einer Reihe Weinabladern und Einlegern in roten Mänteln, die große Flaschen an Stangen über die Achseln trugen, notdürftig zurechtgewiesen. Lachende Gesichter erschienen an allen Fenstern. Der Mann auf dem Pferd schwankte, als sei er betrunken, doch hin und wieder griff er blitzschnell nach dem Bäumchen und warf eine Handvoll Spiegelein unter die jubelnden, sich balgenden Kinder,

die gleich darauf wieder mit demselben Geschrei: „Orba (Urban), du mußt in den Trog!“ das Pferd umsprangen.

Wenn auch die Fremden, so sich schon zu Nürnberg befanden, große Augen machten, so wußten die Nürnberger doch recht gut, was der seltsame Aufzug bedeutete.

Und sie lachten dem Urbanreuter wohlwollend zu, denn die schlimme Drohung mit dem In-den-Trog-Stecken hatte gute Weile, maßen ja herrlichster Sonnenschein den Urbanstag vergoldete, was auf eine gute Weinernte hoffen ließ.

Jedoch Sankt Urban fand bei den Wirten zu Nürnberg trotz des schönen Wetters durchaus nicht die freundliche Aufnahme, die er verdient hätte. Eilig wurden die Flaschen der Weinablader gefüllt, denn wehe, wenn es einem Gasthof eingefallen, sie mit leeren Händen abziehen zu lassen. Doch dann hastete jeder wieder an seine Hantierung. Der Umzug des Urbanreuters, der sonst ein Ereignis war, sank heute, am 25. Mai 1442 zu einer wenig beachteten Episode herab. Denn Größeres warf seine Schatten voraus. —

Auch den Wirt zum Schwanen bei der Sankt-Lorenzer-Kirche konnte das schöne Frühlingswetter nicht freundlich stimmen.

Ein großer Reisewagen stand vor dem Gasthaus, und der Bediente unterhandelte mit Herrn Heinrich Pangratz, welcher in roter Weste, blütenweißer Schürze und schwarzem Käppchen mit seiner behaglichen Breite fast den ganzen Rahmen der Türe ausfüllte.

Der Diener sprach hastig und erregt auf ihn ein, schüttelte dabei einen Beutel, daß es klirrte und klang wie lauter Guldeinstücklein. Jedoch Herr Heinrich machte sein abweisendstes Gesicht.

„Geht nit, geht beileib nit,“ sagte er bockig. „Habe

alles voll bis unters Dach, Anmeldungen seind haufenweis da. Muß Gnaden Frau Gräfin sehn, daß selbe wo anders ein Losament — Euer Diener — Euer Diener — Euer Gestrengen," unterbrach er sich diensteifrig und versuchte, sein verärgertes Gesicht in freundliche Falten zu legen.

Der reichgekleidete Patrizier, dem diese Begrüßung galt, trat näher. Lässig musterte er den Wagen und die beiden Männer. Der Bediente jedoch, in der unklaren Hoffnung, es könne ihm in dem feinen Manne ein Helfer erstehen, wandte sich ihm jammernd zu: „Edler Herr, bestimmet doch den Wirt, daß er ein Losament frei macht für meine Herrin. Den ganzen Morgen fahren wir nun herum von Gasthof zu Gasthof und finden kein Unterkommen. Leicht, wenn Ihr bei ihm ein gutes Wort einleget —"

Da tönte aus dem Wagen ein Lachen, so hell, als klängen hundert silberne Glöcklein, und eine weiche Frauenstimme rief heraus: „Erscheinet Ihr mir zum zweiten Male als Retter, Herr Niklas Muffel? Nun, so beweiset, daß es wahr ist, wenn man sagt, daß Niklas Muffel der mächtigste Mann sei zu Nürnberg, und verhelfet mir zu einem Losament, denn in meinem Wagen kann ich nit gut bleiben!"

Niklas Muffel war zusammengefahren beim Klang dieser Stimme. Jetzt traf sich sein Blick mit dem der Sprecherin: Gersuinda Jontschus Auge lohte ihm aus dem Dunkel des Wagens entgegen.

Voll tiefer, edler Grandezza grüßte der Patrizier die Gräfin Bloch. Dann trat er zurück zu Herrn Heinrichen, der immer noch ganz dienstwillige Hochachtung war.

„Schaffet Raum für die Gräfin," sagte er hochmütig. „Sie kann nit auf der Straße kampieren."

„Geht nit, beim besten Willen, edler Herr, Gestrengen Herr Muffel. Alles besetzt — bis aufs Dach —"

„Alles —?"

Durchdringend heftete Niklas Muffel den Blick auf die dienernde Gestalt des Wirtes.

„Alles, Herr Muffel, mit Ausnahme —"

„Mit Ausnahme —?"

„Von zwei Zimmern im ersten Stock, so bestellt sind von zwei Kaufleuten aus dem Ansbachischen —"

„So müssen die beiden Kaufleute wo anders untergebracht werden. Ich, Niklas Muffel, miete die Losaments für die Gräfin Bloch," sagte der Patrizier voll nachlässigem Hochmut.

„Umb Gott, Herr Muffel, Gestrengen, geht nit, geht beileib nit! Können jede Minute komben, die Herren."

„So sendet sie zu mir, ich werde ihnen klarmachen, daß der Wunsch eines Nürnberger Ratsherrn für einen Nürnberger Wirt den Wünschen Fremder vorzugehen hat. Kommt, Frau Gräfin," wandte er sich dem Wagen zu, „damit ich Euch nach Eurem Losament geleite."

Der Wirt, welcher einsehen mochte, daß Widerstand nutzlos sei, fügte sich schweigend, aber in seinen Augen funkelte es tückisch.

Leicht stützte sich Gersuinda auf die Hand des Patriziers und sprang herab wie ein Vogel vom Zweig. Das schönheitskundige Auge Niklas Muffels sah wohl, wie wundervoll das Weib aus der liebreizenden Jungfrau erblüht war, doch er sah es, wie man ein herrliches Gemälde anschaut: in seiner Seele war da, wo dies Weib gestanden, ein toter Punkt.

Das Begehren war erloschen.

Bewundernd ruhte sein Blick auf der schönen Frau, fast etwas befangen. Prüfend, abwartend, lauernd bei-

nahe erwiderte ihn Gersuinda. Auch in ihr sprach keine Stimme des Blutes mehr. Doch was bei Niklas tot, das schwelte in ihrer Seele wie ein trübes Feuer, auf das man feuchtes Reisig deckt. Wenn Frauen lachen, weinen oft ihre Herzen. Bei einer weinenden Frau jedoch frohlockt häufig schon irgend eine geheime Freude auf dem Untergrund der Seele.

Die schöne Gräfin Bloch war ihren Gästen stets eine lachende Wirtin gewesen. Aber sie hatte die Asche, welche sie über das Feuer in ihrem Herzen gestreut, mit Tränen gefeuchtet. Und Tränen, die nach innen fließen, trocknen nie. Das Beste ihrer Seele war in diesen Tränen zerronnen. —

„Mein Gatte, der Graf, folgt morgen nach," sprach Gersuinda leichthin. „Er wohnt heute noch einem Jagdessen auf der Brunn bei, worauf ihm stets ein guter Schlaf vonnöten ist!"

Sie lachte spöttisch.

„Wie geht es dem Grafen?" sagte Niklas Muffel artig. „Aber was frage ich —? Muß es ihm nit gut gehen, so ihm doch Jugend und Schönheit zur Seite blühen?"

„Es geht ihm so gut, wie es einem Siebzigjährigen gehen kann," entgegnete Gersuinda wegwerfend. „Ein halbverdorrter Apfelbaum treibt kaum noch ein paar armselige Blütlein — und wenn der Lenz noch so wonnig lacht. Gehen wir, Herr Muffel, mich verlanget nach Ruhe nach dieser anstrengenden Suche heute morgen. Nürnberg ist nit sehr höflich gegen seine Gäste."

Der Wirt hatte indessen widerwillig die beiden Losaments aufgeschlossen. Eine dumpfe, eingeschlossene Luft quoll ihnen entgegen. Die Gräfin Bloch rümpfte das feine Näschen. Hastig schritt sie auf eines der Fenster zu und öffnete es weit. Eine Lichtflut hüllte sie ein.

Niklas' Blick hing an der schönen Frau.

„So ich Euch mit irgend etwas dienen kann, Frau Gräfin," sagte er, „so verfüget über mich. Es scheint etwas — einfach zu sein allhie."

„Vetter seind von den besten," verteidigte sich Herr Heinrich gekränkt. „Alles selbstgezogene, selbstgeschlachtete, selbstgerupfte Gäns'."

„Auch selbstgegessen?" fragte die Gräfin mit einem reizenden Lächeln spöttischer Neckerei. „Mein lieber Wirt, ich bin vollständig zufrieden, beruhigt Euch. Euch aber danke ich für Euer Anerbieten, Herr Muffel. Leicht jedennoch kunnt' es sein, daß Ihr das, was Ihr mir geben wolltet, anderweitig benötigt. Jedwedes Haus ist wohl mit Gästen gesegnet zu solchen Zeiten."

Ihre Worte klangen schlicht und freundlich, und trotzdem klammerten sie sich in Niklas Muffels Seele fest, als er die Straße hinabschritt, und gruben sich ein, und es schien, als sei ein Widerhaken in den wenigen Worten, der immer tiefer drang, je mehr er daran riß.

(Schluß folgt)

Sternarithmogriph



Aus den folgenden acht Zahlenreihen sollen acht Wörter mit gleichem Endlaute gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben einen europäischen Staat nennen.

Die zu bildenden Wörter bezeichnen: 1. Edelmetall, 2. Elfenkönig, 3. Getreideart, 4. berühmten Maler, 5. europäischen Staat, 6. Affenart, 7. alten Namen für England, 8. Stadt in der Schweiz.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Madeira

Von Dr. Arnold Zollikofer / Mit 11 Bildern

Es ist übertrieben, wenn man behauptet, daß in unserer Zeit für den Touristenverkehr die ganze Welt oder auch nur alle Weltteile erschlossen seien. Nur von Engländern und Amerikanern kann man sagen, daß sie ohne besondere Berufsanlässe oder wissenschaftliche Absichten außereuropäische Länder aufsuchen. Für den Deutschen beschränkt sich das Gebiet, das für reine Vergnügungsreisen in Betracht kommt, auf Europa nebst den asiatischen und afrikanischen Mittelmeerländern. Während nach Norden, der Polarzone zu, der Touristenverkehr erst dort aufhört, wo auch Handelsverkehr nicht mehr möglich ist, gibt es im Südosten wie im Südwesten bestimmte Gebiete, die gewohnheitsmäßig für Vergnügungsreisende als äußerstes Ziel gelten, obwohl weiteres Vordringen mit den gleichen Verkehrsmitteln wie denen, die bis dahin benutzt wurden, möglich wäre. Als solche Grenze kann man im Südosten den zweiten Nilkatarakt, im Südwesten die schon weit draußen im offenen Atlantischen Ozean gelegene Insel Madeira bezeichnen.

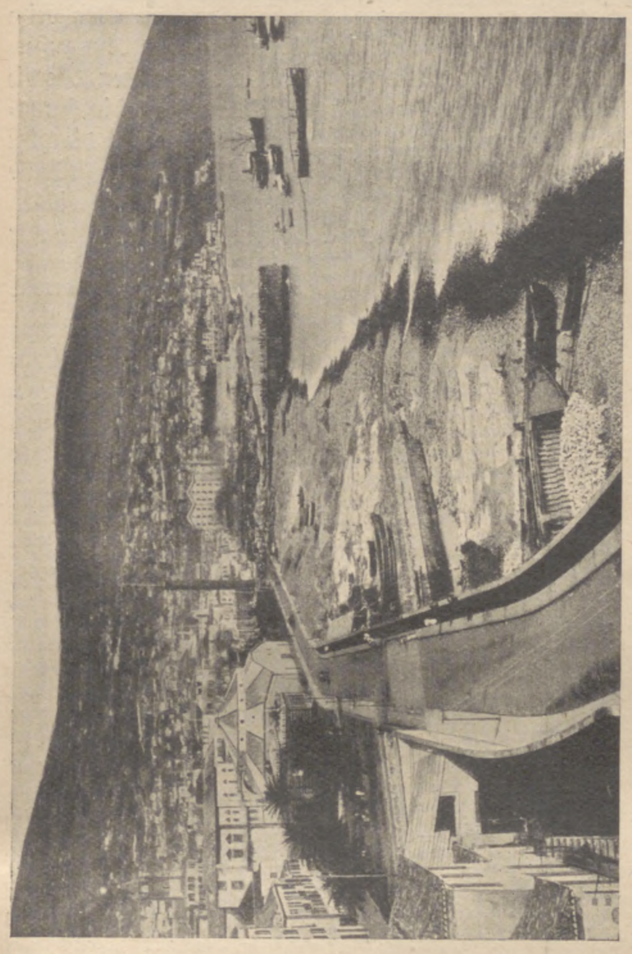
Der Reiseverkehr nach dem Mittelmeer, der sich vor dreißig Jahren noch fast ausschließlich auf Italien bis nach Neapel beschränkte, suchte sich neue Ziele: Sizilien, Korfu, Athen, und wandte sich von da den außereuropäischen Mittelmeerhäfen Smyrna, Jaffa und Alexandrien zu, von denen aus kurze Bahnfahrten zu altberühmten, historisch, klimatisch und ethnographisch höchst interessanten Plätzen führen. Im südwestlichen Mittelmeer wurden Andalusien, Granada und Marokko sozusagen neu entdeckt. Aber so mancher, der auf einer Mittelmeerfahrt bis an die Säulen des Herkules kam,

schaute sehnsüchtig weiter hinaus nach Westen. Er wußte, hier war es zu Ende mit dem steten Wechsel von Land und Meer, hier wogte nur der weite, grenzenlos scheinende Ozean, und jenseits lagen die brasilianischen Küsten, die mit ihrer unerhörten Tropenpracht winkten.

Doch welcher Mann, den nicht ein anderer Trieb als die Wanderlust und die bloße Freude am Schönen in die weite Ferne geführt hatte, konnte diesem Verlangen folgen. Nein, Kuba, Jamaika, Brasilien und die anderen Tropenländer, sie lagen für den deutschen Reisenden doch zu weit.

Aber da hörte er von Inseln, die, auf dem Wege dorthin in der Entfernung von nur einigen Tagen Dampferfahrt mitten im blauesten Ozean gelegen, alle Herrlichkeiten des Mittelmeers mit denen der amerikanischen Tropen vereinigen sollten. Die Insel wurde erst 1419 von portugiesischen Seefahrern wieder entdeckt. Etwa vierhundertfünfzig Kilometer nördlich von der spanischen Insel Teneriffa fanden sie ein einsames, bis zur Höhe etwa der Karpathen aufsteigendes Bergland, steil aus dem Meer ragend. Besonders wild und zerrissen war die Nordostküste. Zur Landung und Ansiedlung reizte nur die an der Südküste gelegene Bucht, wo heute die Hauptstadt Funchal liegt, die fast allein für den Fremdenverkehr offen ist.

Die ganze Insel ist zwar vulkanischen Ursprungs, doch sind die Krater alle erloschen. Der Untergrund besteht aus älterem Eruptivgestein und ist von jüngerem fast völlig verhüllt. An der Oberfläche wechseln Tuffschichten mit Basalten, Schlacken und Aschenmassen ab. Ähnlich wie auf der schottischen Insel Staffa gibt es hier stellenweise Basaltfelsen von eigentümlich regelmäßigen Formen, so insbesondere die senkrechten Ränder des in der Insel-



Gesamtansicht von Funchal mit der Landungsbrücke und der am Strand entlangführenden Automobilstraße. (F. D. Koch.)

mitte gelegenen Talkessels Curral das Freiras. Trotz des ausgesprochen vulkanischen Charakters kann man von

eigentlichen Kratern und Lavaströmen, wie etwa beim Vesuv, nicht sprechen. Dies dürfte wohl von dem außerordentlich milden und feuchten Klima herrühren, das die Verwitterung begünstigt und die Lava schnell in fruchtbare Erde verwandelt. Selten steigt auf Madeira die Hitze höher als zweiunddreißig Grad Celsius, selten sinkt sie unter sieben Grade. Der mittlere Unterschied zwischen dem wärmsten und dem kältesten Monat beträgt nur sechs Grade.

Im Gegensatz zu den Mittelmeerländern ist die Regenmenge bedeutend. Man rechnet auf etwa dreiundneunzig Regentage im Laufe des Jahres. Die Folge dieser klimatischen Umstände ist außerordentliche Üppigkeit der Vegetation. Tropische Pflanzen gedeihen bis zur Höhe von zweihundertfünfzig Meter, doch sind Palmen nicht so häufig wie andere Formen der Tropenflora, die man hauptsächlich als Zierpflanzen in Gärten findet. Meist sind es in Südamerika heimische Arten; afrikanische Pflanzen, wie die Dattelpalme, die ja schon in Südfrankreich, Spanien und Italien gedeiht, finden hier offenbar nicht den geeigneten Boden, da für sie das Klima zu feucht ist.

In Madeira kommen indes in Hülle und Fülle alle Pflanzenarten fort, die zum Gedeihen mehr von hohen Wintertemperaturen als von Sonnenhitze im Sommer abhängig sind. Große Lorbeerwälder ziehen sich bis zu Höhen von sechzehnhundert Meter an den Bergen hinauf. Noch höher liegt die Region der „Baumheide“, Erica arborea, die Stämme von zwölf bis dreizehn Meter Höhe haben. Dieser Baum, der auch in Südeuropa und Afrika heimisch ist, hat kleine, weiße, fast kuglige, in Trauben vereinigte wohlriechende Blüten. Das ziegelrote Wurzelholz wird zu Schnitz- und Dreh-

arbeiten, besonders zu Pfeifenköpfen, verarbeitet. — An einigen Stellen der Insel haben die Wälder fast



Blick auf den Hafen von Funchal auf der Insel Madeira. (F. D. Koch.)

nordischen Charakter. So sieht man bei dem Ausflugsort Monte schöne Platanen- und Eichenwälder.

Heute kann Madeira mit Recht wieder seinen Namen

als „Insel des Holzes“ führen — vom lateinischen Materia, portugiesisch Madeira — den ihm portugiesische Entdecker gegeben und der sich ins Italienische übertragen als Isola di legname auf alten Florentiner Erdkarten findet. Aus Unverstand und Raffgier hatten die Portugiesen vor Jahrhunderten die Insel einmal fast ganz abgeholzt. Aber die hier in fast brasilianischer Üppigkeit quellende und wuchernde Naturkraft hat diesen Schaden längst wieder gutgemacht.

Die Kulturpflanzen, die auf Madeira gedeihen, gehören gleichfalls sämtlichen Zonen an, mit Ausnahme der rein äquatorialen.

Im Ackerbau findet man zwar auf der Insel Getreide aller Sorten, doch genügt die Menge des Erzeugten nicht, und es muß deshalb Getreide von überseeischen Ländern eingeführt werden. An besonders geschützten Stellen erntet man Bananen, Ananas, ja sogar Kaffee. Bedeutend war früher der Anbau von Zuckerrohr; doch sind die Kulturen wegen der Konkurrenz Kubas stark zurückgegangen.

Den Mangel an eigener Getreideerzeugung ersetzt Madeira durch den Anbau und die Ausfuhr von Frühgemüsen, Orangen, Zitronen und Edelkastanien. Diese Kulturen sind indes trotz der großen Fruchtbarkeit des Landes nicht mühelos. Dem felsigen Untergrund muß durch Terrassenbau und schwierige Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen der dazu nötige Boden mühsam abgewonnen werden. Der wichtigste Erwerbszweig Madeiras ist der Weinbau. Alljährlich werden etwa hundertzwanzigtausend Hektoliter ausgeführt.

Auf der Südseite der Insel zieht man die Reben an Holzwänden oder an Hürden von Schilf, an der Nordseite an Stämmen der Kastanienbäume. Die Trauben



Blick auf die Zahnradbahn und den 600 Meter über dem Meer gelegenen Monte. (F. O. Koch.)

haben meist helle, selten jedoch rote kleine Beeren. Um das Feuer, die Süße und den hohen Alkoholgehalt von zwanzig Prozent, der für den Madeirawein charakteristisch ist, zu erzielen, wird der Wein sozusagen „geheizt“. Man lagert ihn in Öfen — estufas — in Häusern mit Glasdächern, in denen sich eine Temperatur von vierzig bis sechzig Grad Celsius entwickelt. Früher wurde zu diesem Zweck der Wein auf weiten Seereisen durch die Äquatorialzone geführt.

Der gewöhnliche Madeirawein wird als Verdelho, grün bezeichnet. Der Portugiese spricht statt wie wir von Weißwein von Grünwein. Höhere Qualität besitzt der Tinto = Rotwein, der jung dem Frühburgunder ähnelt, bei längerer Lagerung aber dunkelbernsteinfarben wird. Als der beste Madeirawein gilt der Malvasier, eines der edelsten Getränke, die es gibt.

Leider wird wohl kaum ein Wein so viel verfälscht und verpanscht wie der Madeira. Marseille und Hamburg sind die Hauptsitze der „Kunstmadeirafabrikation“. Wenn man hört, daß die Rohstoffe dieser Erzeugnisse aus Obstwein, Nußschalenextrakt und Honig bestehen, dann kann einen ein leises Grauen befallen, und man erinnert sich jenes berühmten „koreanischen Champagners“, den tüchtige kalifornische Seeleute in ostasiatischen Hafenstädten verkauften und den sie an Bord hergestellt hatten aus Zitronensäure, Selterwasser, Zucker und Rum.

So mannigfaltig die Flora der Inseln ist, so ärmlich ist die Tierwelt. Es fehlt an allen eigentümlichen Formen. Soweit es größere Säugetiere überhaupt gibt, sind sie alle die Nachkommen von solchen, die aus Europa eingeführt wurden. Auf den Berghalden im Innern der Insel leben Ziegen- und Schafherden. Wilde Kaninchen, von Portugal eingeschleppt, haben sich stark vermehrt

und schädigen die Pflanzungen durch ihr Wühlen in der Erde.

Die Plage der Tropen, die Schlangen, kennt man hier



Abfahrt in Schlitten von dem etwa 600 Meter hohen Monte. Der Schlittenführer läuft nebenher, lenkt und achtet darauf, daß das Gefährt in Schwung bleibt und auf den gewundenen, kurvenreichen Wegen nicht den Abhang hinabstürzt. (F. O. Koch.)

nicht. Es gibt auf Madeira ein Reptil, eine harmlose Eidechse.

Wie für den Zoologen, so bietet auch für den Ethnographen Madeira wenig Besonderes. Im Gegensatz zu

den spanischen Kanarien, wo sich noch Reste der Urbevölkerung, der Guanchen, erhalten haben, war Madeira bei seiner Entdeckung durch die Portugiesen unbewohnt. Deshalb wurde bald nach der Besitzergreifung durch Portugal ein Strom von Auswanderern hierher geleitet. So ist denn die Insel heute auch nicht, wie alle sonstigen nordafrikanischen Gegenden der gleichen geographischen Breite, von Mischlingen europäischer und afrikanischer Rasse oder von reinen Afrikanern bewohnt, sondern die heutige Bevölkerung von Madeira ist genau so portugiesisch wie die von Lissabon, in Sprache, Sitte und Kleidung.

Da die Insel nicht groß ist und auf achthundertfünfzehn Quadratkilometer mehr als hundertfünfzigtausend Menschen beherbergt, ist von jeher die Auswanderung stark gewesen. Die „Ilheios" — Inselbewohner — von Madeira und den Azoren sind deshalb, als Portugal jenseit des Ozeans weite Landstrecken mit gemäßigtem Klima in der Gegend des heutigen Rio Grande do Sul in Brasilien erwarb, in Massen dorthin ausgewandert. Die dortige gesellschaftliche Oberschicht, das heißt die großen Viehherdenbesitzer, ist besonders stolz darauf, wenn sie den Beweis führt oder führen zu können glaubt, daß ihre Vorfahren nicht Portugiesen vom Festland, sondern „Ilheios" gewesen seien.

Als später die Portugiesen und andere westeuropäische Völker ihre großen Fahrten nach Westafrika und Südamerika unternahmen, wurde die einsame, abgelegene Insel zum Anlegeplatz für viele Schiffe, die hier Proviant oder — im Zeitalter des Dampfes — auch Kohlen einnahmen.

Heute laufen die Überseedampfer aller Nationen auf ihren Fahrten nach dem südlichen Teil des Atlantischen

Ozeans entweder eine der Kanarischen Inseln oder Madeira an.

Trotzdem ist Madeira, oder richtiger die einzige Hafenstadt der Insel, Funchal, als Verkehrspunkt mit den



Schlittenfahrt auf Madeira. Dieses alte Verkehrsmittel besteht neben der Zahnradbahn weiter. (O. Haeckel.)

Mittelmeerhäfen nicht zu vergleichen. Der Anblick der Bucht von Funchal vom Meer aus erinnert zunächst stark an Mittelmeerlandschaften, vor allem an die Riviera di Levante. Man könnte das die Bucht im Osten begrenzende Vorgebirge, das wegen seiner unverkennbaren

Form für Madeira kennzeichnend ist und auf fast allen Bildern wiederkehrt wie der Vesuv auf denen vom Golf von Neapel, etwa mit dem Vorgebirge von Portofino bei Genua vergleichen. Weiße Häuser, in Weinberge und Blumengärten gebettet, mit dunkelgrünen Fensterläden und roten Dächern ziehen sich hoch an den Bergen hinauf, überragt von aufstrebenden zackigen Bergketten. Die Straßen, die am Ufer entlangführen, werden wie an der Riviera unterbrochen durch steile, jäh ins Meer abfallende Felsen, die umgangen oder durchtunnelt werden mußten. Das Meer ist so blau wie an der ligurischen Küste. Und doch, wenn auch Madeira und die Kanarien touristisch heute zum Mittelmeergebiet gerechnet werden — hier sind wir nicht mehr in dem umfriedeten Binnenmeer, wo man sich sozusagen von einem Hafen zum andern die Hände reichen kann, wo ununterbrochenes Kommen und Gehen, ewiges und betriebsames Handeln und Feilschen das Volk in steter Anspannung und Aufregung hält.

Das blaue Meer bewegt sich in den lang hingezogenen Wellen des Ozeans. Man ist dort weit draußen in der Einsamkeit; die nächste größere Insel liegt viele Hunderte von Kilometern weit weg. Lokalverkehr gibt es deshalb fast nicht, darum ist dort auch eigentlich kein Hafen wie in Orten am Mittelmeer. Legt einer der großen Ozeandampfer, meist ziemlich weit draußen, auf der Reede an, dann kommen wohl Männer und Frauen, die für Südländer einen ziemlich ernst und ruhig anmuten, in kleinen Booten angefahren und bieten Blumen und Früchte zum Kauf an, aber nirgends reißt man sich um das Gepäck der Fremden oder bietet man Führerdienste zu mehr oder minder zweifelhaften Vergnügungen an, wie es sonst in südländischen Hafenstädten geschieht.

Rudert man ans Land, so ist man erstaunt, den kleinen Hafenplatz so ruhig und leer zu finden. Wenige Geschäftshäuser und öffentliche Gebäude stehen in den vom Hafen ausgehenden Straßen. Einige Kaufläden sind da für die Fremden, in denen die Erzeugnisse der Hauptindustrien des Landes, die bekannten Madeirastickereien

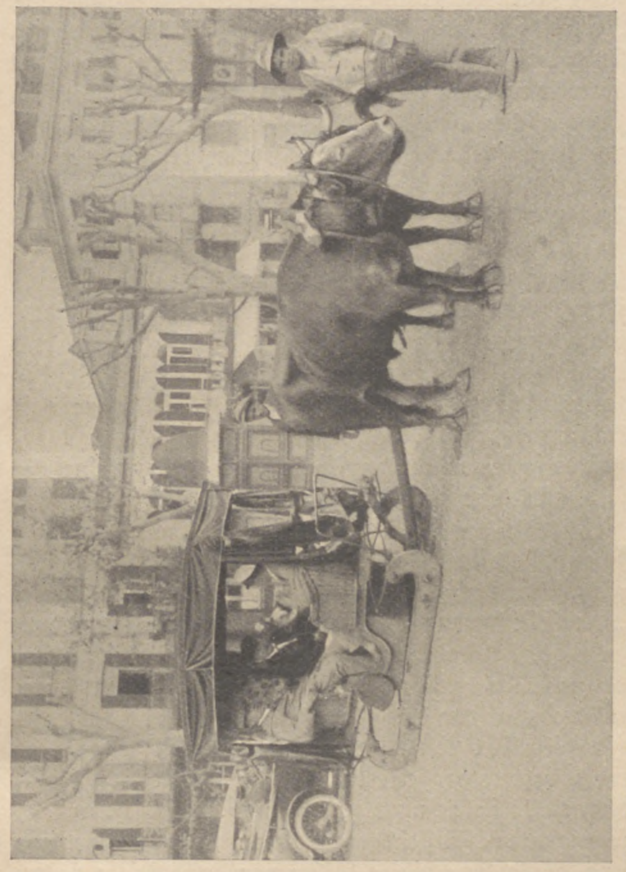


Hängematte für den Fremdenverkehr, der auf Madeira am lebhaftesten von Mitte Dezember bis Ende Februar ist. (F. O. Koch.)

und geflochtene Korbmöbel, feilgeboten werden. Unscheinbar und versteckt liegt eine Bodega, wo der Fremde von dem berühmten Wein kosten kann. Nichts, was an den „Betrieb" einer Hafenstadt erinnert. Und doch ist die Stadt kein vergessener, verkommener Winkel. Sobald man die stillen Hafengassen, die sich in nichts von denen einer Kleinstadt Portugals unterscheiden, verlassen hat, sieht man, daß man sich im Bereich einer hohen baulichen und gärtnerischen Kultur befindet. Prächtige Park-

anlagen, von sauber gehaltenen Alleen durchschnitten, zum Teil von kunstvoll geschmiedeten Gittern eingefaßt, könnten, wenn nicht die südliche Vegetation wäre, eher an England als an die Mittelmeerländer erinnern. Die blendend weißen Häuser erinnern in der Bauart mit ihren vielen Veranden schon an die Tropen und stehen meist von der Straße abgerückt mitten im Grün der Gärten. Es gibt kleine, anspruchslose, vornehm wirkende Häuser dieser Art. In einem solchen Gebäude wohnte der auf Madeira verstorbene letzte Kaiser von Österreich. Im Westen der Stadt gibt es aber auch schloßartige Villen und Hotels englischen Stils, die den großen Luxushäusern in Ägypten nicht nachstehen. Aber welch ein Unterschied zwischen den Bewohnern! Zwar sind es hier wie dort nur Angehörige der Klasse der Allerreichsten, fast ausschließlich Engländer und Amerikaner. Aber während dort am Nil die Stätte üppigsten Lebensgenusses ist, gesellige Vereinigungen, Feste und Sport jeder Art den Fremden Zerstreuung und Unterhaltung bieten, ist in den weißen Prachthotels von Madeira alles feierlich still. Die dunkelgrünen Fensterläden sind meist geschlossen. Nur selten sieht man einen Menschen auf den Balkonen und in den Gärten. Ab und zu einmal eine weißgekleidete männliche oder weibliche Gestalt, die sich mühsam an einem Stock vorwärts bewegt oder in einem Rollstuhl geschoben wird. Sie gehören zu den Reichsten der Welt, zugleich aber auch zu den Ärmsten. Denn die furchtbarste aller Krankheiten hält sie an die Insel gefesselt. Madeira ist der Sterbeort der Lungenleidenden, die kein europäischer Kurort aufnimmt. In Davos, das unheilbaren Patienten keine Stätte bietet, ist ein künstlich gesteigertes Vergnügungs- und Sportleben, ein Wille zum Geheiltwerden, der alle beseelt. Und die trockene,

klare Luft, die Höhensonne, sie wirken oft Wunder. In Madeira nichts von alledem. Kranke, die hierher kommen,



Mit Ochsen bespannter Personenschlitten, „Carros" genannt, der neben dem Automobil und der Hängematte das einzige Personenbeförderungsmittel auf Madeira bildet. (F. D. Koch.)

erwarten keine Heilung mehr. Der feuchte, gleichmäßig warme Wind, der über die weiten Wasserflächen des

Ozeans von Westen heranstreicht, kann sie ihnen auch nicht bringen. Er macht die Lungen nicht widerstandsfähig gegen die zerstörenden Tuberkelbazillen, aber die Reinheit der Atmosphäre auf der Insel verhindert wenigstens, daß immer neue Krankheitsstoffe zu den alten hinzutreten. Auf diese Weise kann ein Leben, das in Europa schon längst sein Ende gefunden haben würde, um Jahre, ja manchmal um Jahrzehnte gefristet werden. Aber darf man das noch ein Leben nennen? Ist es nicht bei allem äußeren Glanz nur ein kümmerliches Schattendasein? Und doch hängen diese armen Reichen an ihm so sehr, daß sie möglichst nichts sehen mögen, was sie an ihren Zustand erinnert. Wenn sie schon so elend und matt sind, daß sie dauernder körperlicher Pflege bedürfen, dann darf doch ein weibliches Wesen, das ihnen Hilfe leistet, nicht die sonst in Sanatorien übliche Schwesterntracht tragen; der Schein muß aufrechterhalten werden, daß es ja keine Krankenpflegerin, sondern nur eine Gesellschaftsdame, eine Reisebegleiterin, eine Sekretärin sei, die sich aus Menschenliebe des Leidenden annehme. Daß es auf Madeira keine als solche erkennbare Pflegerinnen gibt, ist ein krasses Beispiel für die vielleicht mit Unrecht „Heuchelei" genannte Sucht des Engländers, unangenehme Dinge dadurch aus der Welt schaffen zu wollen, daß er sie nicht sieht oder nicht sehen will. Sie macht also nicht einmal vor dem Tode halt. Uns Deutschen fehlt für diese Art von Lebensanschauung, und man darf wohl behaupten, glücklicherweise, jedes Verständnis. Jedenfalls ist es nicht zu bedauern, daß die von dem sogenannten Fürstenkonzern der Fürsten Hohenlohe und Fürstenberg einige Jahre vor dem Kriege unternommenen Versuche, durch Errichtung eines Sanatoriums auf Madeira ein deutsches Gegenstück zu diesen

englischen Anstalten zu schaffen, gescheitert sind. — Mag man an dem oft allzulauten Wissensdrang und der Erlebnisbegierde unserer deutschen Landsleute im Ausland auch manches zu tadeln haben, man verzeiht ihnen doch, wenn in einen solchen Tempel des egoistischsten Lebenwollens und doch Nichtlebenkönnens plötzlich



Zwei Typen, die man häufig auf Madeira findet: eine junge Negerin aus Portugiesisch-Westafrika und eine Portugiesin. Ein nicht geringer Teil der portugiesischen Bevölkerung hat Negerblut in den Adern. (F. O. Koch.)

von einem deutschen Touristen- oder Überseedampfer Gäste aus der wirklichen Welt draußen, der Welt des Kampfes, der Arbeit und des unverkünstelten Lebensgenusses, ins Land hineinschneien.

Der bei einer geographischen Breite von dreiunddreißig Grad, als der des mittleren Algeriens, etwas sonderbar scheinende Ausdruck „Hineinschneien" drängt sich jedoch auf, denn jeder, der zum erstenmal die Insel besucht, weiß: jetzt gibt es einen Hauptspaß, jetzt können wir

unter Palmen und in warmer Sonne Schlitten fahren. Diese Absonderlichkeit kennenzulernen, läßt sich niemand entgehen. Da stehen sie schon, die mit Ochsen bespannten Schlitten, die für den einzigen größeren Ausflug, den der flüchtige Besucher der Insel zu unternehmen pflegt, nach dem schön gelegenen Aussichtspunkt Monte, gemietet werden können. Und daneben die kleinen Handschlitten, die, nur wenig größer als unsere Rodelschlitten, in gleicher Weise wie diese benutzt werden.

Das Wunder der Schlittenfahrten in dem Lande, in dem es keinen Schnee gibt, rührt von der Eigenart der Landstraßen, richtiger der Bergstraßen her, die zwischen den Gärten und Weinbergsmauern landeinwärts führen. Sie sind mit rundem Basaltgeröll gepflastert, das sehr glatt ist. Doch sind die Pflastersteine nicht flach, so daß etwa eine glatte Fläche entstünde; es sind kleine Pflöcke, die aber, weil sie so dicht beieinander stehen und so überaus glatt sind, das Gleiten von Schlitten fast wie auf einer Schneefläche ermöglichen. Man darf nicht unterlassen, das „fast" zu betonen, denn gerüttelt und gestoßen wird man genug bei einer solchen Schlittenfahrt, zumal wenn es den Ochsen einmal einfällt, beweisen zu wollen, daß auch sie ein gewisses Temperament besitzen. Dann fliegt der Schlitten bedenklich hin und her. Manchmal stockt die Fahrt; dann muß unter den Schlitten ein Tuch gelegt werden. Solche Schlittenfahrten unternehmen aber meist nur jene Touristen von den Überseepassagieren, die zum erstenmal nach Madeira kommen, oder solche, die den Mitreisenden die absonderliche Verkehrsart zeigen wollen.

Von der Schiffsbesatzung geht niemand auf Urlaub an Land. Matrosen, Maschinisten und Stewards vermissen hier die derben Vergnügungen südeuropäischer

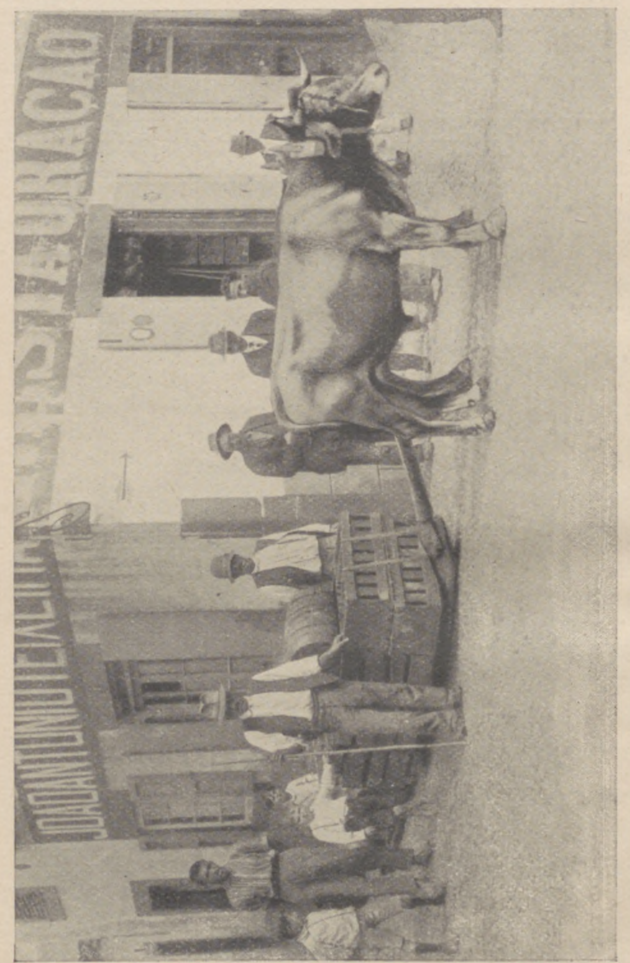
Hafenplätze. Sie finden Madeira „strohlangweilig", bleiben an Bord und sparen ihr Geld für den nächsten größeren Hafenplatz.

Aber auch der Tourist ist trotz der Schönheit Madeiras oder eigentlich Funchals — denn nur dieses bekommt er



Wasserträgerinnen in Funchal. (F. O. Koch.)

zu sehen — meist mit dem kurzen Aufenthalt zufrieden, den die Fahrzeiten der großen Dampfer gewähren. Bliebe er länger, dann fände er wohl Gelegenheit, das Innere der Insel kennenzulernen. Das ist aber trotz ihrer geringen Ausdehnung nicht ganz so einfach, wie es zunächst scheint. Nicht weit hinter Funchal hören europäische Kultur und damit auch die gewohnten Verkehrsmittel auf. Da gibt es keine Hotels mehr, sondern nur noch primitive „Vendas", Herbergen, die zugleich Kram-



Warentransport auf einem Schlitten in Madeira. (F. D. Koch.)

läden sind und nicht viel höher stehen als die berüchtigten, ungezieferstrotzenden Karawansereien des Orients.

Auch gepflasterte Straßen gibt es bald nicht mehr in dem zerklüfteten Land. Die Erosion durch das Meer hat in die vulkanische Berglandschaft tiefe Schluchten hineingerissen, in denen zur Regenzeit Wildbäche dem Meer entgegeneilen. In der Stadt Funchal hat man Mühe



Fischer mit einem Delphin. Diese Fische bilden die Hauptnahrung der Bevölkerung. In Madeira gibt es nur eine Schlächterei für Rind- und Schweinefleisch. Das Fleisch der Delphine, die zu den Raubfischen gehören, ist dunkelrot und fast so fest wie Rindfleisch. (F. O. Koch.)

gehabt, die Rinnsale durch feste Mauern einzufriedigen und das Wasser zugleich für Koch- und Waschzwecke den Haushaltungen zugänglich zu machen. Weiter oben im Gebirg ist der Abfluß der Wasser nirgends künstlich gehindert. Zu Fuß ist man nicht imstande, höhere Punkte zu erklimmen; man muß beritten sein, und selbst Pferde können, wenn es stark geregnet hat, die Wildbäche nicht durchschreiten.

Im Inneren ist die Insel ein großer botanischer Garten. Es sind deshalb auch meist Botaniker, die sich den Mühen einer Reise ins Innere unterziehen.

Außerdem ist die Insel für Geologen anziehend, denn in den Klüften, Rissen, Schluchten und Talkesseln, die das Wandern so beschwerlich machen, bietet sich ihnen Gelegenheit, an den verschiedenen Schichten nicht nur die geologische Struktur der Insel zu studieren, sondern auch wichtige Schlüsse zu ziehen, die zur Bestätigung oder Ablehnung der heute bevorzugten Ansicht von dem ursprünglichen Zusammenhang Afrikas mit Südamerika führen können.

Wenn man bedenkt, wie stark Madeira in sich die Eigenschaften von Südeuropa—Nordafrika einerseits und von Westindien—Brasilien anderseits in sich vereinigt, dann kann man — soweit einem Nichtfachmann ein Urteil zusteht — wohl glauben, daß die Theorie von der Wanderung der Kontinente richtiger sei als die Idee von dem versunkenen Erdteil Atlantis, von dem Reste in Madeira, den Azoren und den Kanarien noch vorhanden sein sollen.

Magisches Füllrätsel

			E	Vogel
		E		Erdrand eines Flusses
	E			Provinz in Spanien
E				Weiblicher Vorname

In die leeren Vierecke sind Buchstaben einzusetzen, so daß die wagrechten und senkrechten Reihen gleiche Wörter der danebenstehenden Bedeutung ergeben.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Von giftigen Tieren und tierischen Giften

Von Dr. Zernik

Daß es viele und vielerlei Giftpflanzen gibt, ist allbekannt; weniger bekannt dürfte es sein, daß auch die Zahl der giftigen Tiere verhältnismäßig groß ist und daß allenthalben im Tierreich sich Gifte verbreitet finden. Nun stellt man sich freilich unter einem giftigen Tier im allgemeinen meist nur ein solches vor, das, wie beispielsweise die giftigen Schlangen, das von ihm erzeugte Gift willkürlich zur Schädigung seines Gegners oder Angreifers zu gebrauchen vermag. Solche sogenannte „aktiv giftige" Tiere gibt es aber viel weniger als „passiv giftige"; letztere erzeugen zwar ebenfalls in ihrem Stoffwechsel giftige Produkte, aber sie sind nicht imstande, diese Giftstoffe ihren Gegnern willkürlich beizubringen. Sie verhalten sich also in dieser Beziehung nicht anders als beispielsweise die Giftpflanzen. In weitestem Sinne müssen sogar sämtliche Säugetiere, einschließlich des Menschen, als passiv giftig bezeichnet werden; denn ihr Organismus erzeugt als Produkte des normalen Stoffwechsels in gewissen Drüsen eine Reihe von teilweise hochgiftigen Stoffen, so in den Nebennieren, der Schilddrüse, der Zirbeldrüse und andern mehr.

Hier sollen nur solche tierische Giftträger erwähnt werden, die mit den von ihnen erzeugten Giften andere Lebewesen — sei es willkürlich oder unwillkürlich — schädigen können. Bei der Fülle des Stoffes können hier nur die wichtigsten und interessantesten Vertreter erwähnt werden.

Manches hier Behandelte wird vielleicht überraschen, weil es im Widerspruch steht zu landläufigen Ansichten oder zu dem, was in populären oder auch älteren wissenschaftlichen Werken niedergelegt ist, ganz abgesehen da-

von, daß das Unheimliche, das mit Giften an sich und mit giftigen Tieren insbesondere in der Phantasie des Laien verknüpft ist, meist zu übertriebenen und abergläubischen Vorstellungen geführt hat. Die streng wissenschaftliche Erforschung dieses bisher noch ziemlich dunklen Gebietes ist erst in neuerer Zeit in größerem Umfang in Angriff genommen worden, so daß ständig an der Vervollkommnung unserer Kenntnisse auf diesem nach den verschiedensten Richtungen hin überaus merkwürdigen Gebiete weiter fortgearbeitet wird.

Obschon alle Säugetiere als passiv giftig zu bezeichnen sind, so hielt man nur ein einziges bisher für aktiv giftig. Es ist dies das australische Schnabeltier, ein in der Lebensweise unserem Fischotter ähnliches, entwicklungsgeschichtlich sehr niedrigstehendes Tier, das wie die Vögel einen Schnabel — ähnlich dem einer Ente — und eine Kloake besitzt. Das Männchen trägt an beiden Hinterfüßen einen durchbohrten Sporn, der mit einer in der Hüftgegend gelegenen Drüse in Verbindung steht. Die Absonderung der Drüse ist zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden stark und vermag zu gewissen Zeiten tödlich auf Kaninchen zu wirken. Diese Anlage, die als Giftapparat galt, trägt in Wahrheit geschlechtlichen Charakter und hängt mit der Brunft zusammen.

Die klassischen Gifttiere sind die Schlangen. Ihr Giftapparat dürfte allgemein bekannt sein: zwei durchbohrte oder mit Rinne versehene Giftzähne im Oberkiefer stehen mit je einer an den Kopfseiten gelegenen Giftdrüse in Verbindung; beim Biß wird das Gift in die Wunde entleert. Der landläufige Unterschied zwischen giftigen und ungiftigen Schlangen beruht übrigens, wie man heute weiß, lediglich darauf, ob Giftzähne vorhanden sind oder fehlen. Denn Giftdrüsen haben auch die sogenannten

ungiftigen Schlangen, so beispielsweise unsere Ringel=
natter, die außerdem sogar giftiges Blut hat.

So überaus groß die Giftigkeit des Schlangengiftes
ist, so gering ist die Giftmenge, die die Schlange beim Biß
entleert. Sie beträgt bei einer Klapperschlange durch=
schnittlich etwa drei zehntel Gramm, bei Brillenschlangen
etwas über zwei zehntel Gramm, bei unserer Kreuzotter
nur etwa drei hundertstel Gramm, und von all diesen
Giftmengen sind obendrein zwei Drittel Wasser. Ein
weiterer erheblicher Anteil besteht in an sich unwirksamen
Eiweißstoffen; das eigentliche Gift selbst aber macht
zahlenmäßig nur den geringsten Anteil des rohen
Schlangengifts aus.

Man hat die Schlangengifte, wie die meisten tierischen
Gifte überhaupt, bisher als giftige Eiweißkörper oder
wohl auch als sogenannte fermentartig wirkende Stoffe
angesehen. Beides — und das gilt sowohl für die
Schlangengifte wie für so ziemlich alle bisher unter=
suchten tierischen Gifte — ist unrichtig. Neuere Forschun=
gen haben mit Sicherheit ergeben, daß es sich bei den
wirksamen Stoffen der Schlangengifte um stickstoff=, also
auch eiweißfreie Körper handelt, die außerordentliche
Giftigkeit besitzen und in ihrer Wirkung auffallend ge=
wissen pflanzlichen Giften aus der sogenannten Saponin=
gruppe ähneln.

So heftig die Wirkung der Schlangengifte ist, sobald
sie in die Blutbahn gelangen, so gering ist sie bei Auf=
nahme vom Magen aus. Deshalb wird ja auch das Aus=
saugen von frischen Schlangenbissen empfohlen; freilich
müssen dabei Lippen= und Mundschleimhaut völlig un=
versehrt sein, es dürfen auch keine hohlen Zähne oder
dergleichen vorliegen, damit ja keine Spur des Giftes
etwa in die Blutbahn des Aussaugenden gelangt.

Der Tod als Folge eines Schlangenbisses tritt bei Warmblütern stets durch Atemlähmung ein. Während der Biß der Brillenschlange und der ihr nahestehenden Arten nur wenig schmerzhaft ist, verursacht der Biß der Klapperschlangen und der ihr verwandten Vipern, zu denen auch unsere Kreuzotter gehört, lebhafte Schmerzen an der Bißstelle. So viel von den Schlangen.

Unter den anderen Reptilien kennt man nur noch eine aktiv giftige Art, die in Borneo einheimische Krusteneidechse, die gleich den Schlangen Giftzähne und Giftdrüsen besitzt.

Dagegen müssen sämtliche Amphibien als giftig, und zwar als passiv giftig, bezeichnet werden. Hier ist vor allem die seit jeher als giftig verschriene Kröte zu nennen. Wird sie erfaßt, so entleert sie aus den auf ihrer Haut allenthalben vorhandenen Drüsen zu ihrem Schutz einen scharfen Saft von eigenartigem Geruch; deshalb lassen auch Hunde eine Kröte, die sie gepackt haben, bald wieder fallen. Dieser Saft enthält neben scharf reizenden auch stark giftige Stoffe, die teilweise ähnlich wirken wie das in der Fingerhutpflanze enthaltene Herzgift.

Ähnliches gilt auch von Salamandern und Molchen, ja selbst von den als harmlos geltenden Fröschen. Sie alle können zu ihrer Verteidigung aus den Drüsen ihrer Haut Stoffe ausscheiden, die mehr oder weniger giftig sind. Mit dem Hautsekret eines einzigen Wasserfrosches können bei Einspritzung in die Blutbahn Dutzende von Kaninchen tödlich vergiftet werden. Der Schutz, den diese Hautsekrete den Amphibien gegen ihre zahlreichen Feinde gewähren, ist freilich nur bedingt, umso mehr als auch diese Gifte in gleicher Weise wie das Schlangengift im Magen unwirksam sind und zerstört werden.

Auch unter den Fischen gibt es aktiv und passiv giftige.

So haben die Muränen einen Giftapparat ähnlich dem der Schlangen und vermögen demgemäß ihre Beute durch ihren Biß zu vergiften. Zahlreicher sind die Fische, die mit Stacheln, welche durch feine Kanäle mit Giftdrüsen in Verbindung stehen, verwunden können, so beispielsweise das bekannte Petermännchen, so auch unser Barsch und zahlreiche seiner Verwandten. In der Küche entfernt man deshalb erfahrungsgemäß vor Zubereitung des Barsches die Stacheln, um Verletzungen durch sie zu vermeiden. Wieder andere Fische, wie die Neunaugen, sondern wie die Amphibien ein giftiges Hautsekret ab, das beim Genuß ruhrartige Durchfälle veranlassen kann. Deshalb werden Neunaugen vor der Zubereitung mit Salz bestreut und dann in Wasser „gereinigt", das heißt von dem durch das Salz hervorgelockten Giftsekret befreit.

Bei einer anderen Gruppe von Fischen findet sich das Gift nur in bestimmten Körperorganen; werden diese entfernt, so können sie unbedenklich genossen werden. Hierher gehört die Barbe, deren Rogen, namentlich zur Laichzeit, giftig ist und die sogenannte „Barbencholera" verursacht. Deshalb ist es in Italien verboten, in der Laichzeit — März bis Mai — Barben zum Verkauf zu bringen. Ähnlich wirkt der Hechtrogen und vor allem der des japanischen Fugufisches.

Wieder andere Fische haben giftiges Blut — auch hier zeigt sich Ähnlichkeit mit den Schlangen —, beispielsweise der diesen Kaltblütern verwandte Aal, ebenso auch der Thunfisch. Beim Kochen wird dieses Ichthyotoxin genannte Gift zerstört; auch durch die Verdauungssäfte wird es unwirksam. Nur wenn größere Mengen frisches Aalblut genossen werden — ein Fall, der praktisch ja nicht vorkommt — sind Giftwirkungen zu erwarten.

Auch bei wirbellosen Tieren sind Gifte vielfach beobachtet worden. Tintenfische lähmen ihre Beute durch das giftige Sekret ihrer Speicheldrüsen. Ebenso kennt man zahlreiche aktiv und passiv giftige Schnecken. Der Seehase, eine Nacktschnecke des Mittelmeers, die zu ihrer Verteidigung ein giftiges milchiges Sekret von sich gibt, soll angeblich schon von den alten Römern zur Bereitung von Gift- und Zaubertränken benutzt worden sein.

Die häufiger beobachteten Vergiftungen durch Miesmuscheln sind übrigens nicht, wie oft angenommen wird, durch ein von den Tieren erzeugtes Gift hervorgerufen. Man hat einwandfrei beobachtet, daß nur solche Muscheln giftig wirken, die nicht aus der offenen See, sondern aus stagnierendem, das heißt stehendem, mehr oder weniger verunreinigtem Wasser entnommen waren, beispielsweise aus Hafenbassins. Es wird deshalb angenommen, daß eine in solchem Wasser vorhandene und zwar durchaus nicht zu jeder Zeit darin befindliche giftige Verunreinigung von den Muscheltieren aufgenommen und aufgespeichert wird. Wenn eine solche giftig gewordene Muschel in offenes Seewasser gebracht wird, so verschwindet die Giftigkeit, und umgekehrt! Die Natur des Giftes freilich ist bisher noch nicht ergründet. Bei Austern scheinen ähnliche Verhältnisse vorzuliegen; möglicherweise aber ist die Giftigkeit mancher Austern, wie sie namentlich in südlichen Ländern so häufig beobachtet wird, auch auf Fäulnisgifte oder auf eine bakterielle Infektion des Muscheltieres zurückzuführen.

Bekannte Giftträger sind auch die zu den Spinnentieren gehörigen Skorpione. Ihr Hinterleib läuft in einen gekrümmten scharfen Stachel aus, der mit einer Giftdrüse in Verbindung steht. Um zu stechen, biegt der Skorpion seinen Hinterleib in hohem Bogen nach vorn

und lähmt so durch einen Stich seine mit den Kiefern festgehaltene Beute. Beim Menschen wirkt der Stich des in ganz Südeuropa häufigen, ungefähr drei bis vier Zentimeter langen europäischen Skorpions kaum heftiger als ein Wespenstich. Dagegen sind häufig tödliche Vergiftungen durch den Stich der bis fünfzehn Zentimeter langen tropischen Skorpione beobachtet worden.

Bei den eigentlichen Spinnen besteht der Giftapparat in kräftigen, durchbohrten Kieferklauen, in die der Ausführungsgang einer Giftdrüse mündet. Man kennt eine ganze Reihe namentlich südeuropäischer und exotischer größerer Spinnen, deren Biß recht unangenehme Folgen nach sich ziehen kann. Die Giftigkeit der Spinnen ist im Volksglauben vielfach übertrieben worden. Das gilt namentlich von der süditalienischen Tarantel. Ihr Biß ist wenig gefährlich und verursacht schlimmstenfalls eine örtliche Entzündung, nie aber die schweren allgemeinen Vergiftungserscheinungen, von denen gefabelt wird. Die Wirksamkeit des Spinnengiftes ist jedoch nicht zu unterschätzen. Die in einer einzigen weiblichen Kreuzspinne enthaltene Giftmenge soll zum Beispiel genügen, um bei Einführung in die Blutbahn tausend Katzen zu vergiften. Allerdings sind die Katzen besonders empfindlich gegen Spinnengift.

Zu den Spinnentieren gehören auch die als Milben und Zecken bekannten Plagegeister von Mensch und Vieh, die Erreger von Krätze, Räude und dergleichen. Viele Reizerscheinungen, vor allem das unerträgliche Jucken dabei, sind höchst wahrscheinlich mit auf einen von diesen Parasiten abgesonderten Giftstoff zurückzuführen.

Und nun die große Schar der Insekten! Die Bezeichnung „giftig" darf auch hier durchaus nicht überraschen. Im Verhältnis zu der Kleinheit der Giftträger und der

Winzigkeit der von ihnen abgesonderten Giftmengen sind die durch sie hervorgerufenen Schädigungen doch recht bemerkenswert. Eine einzelne Biene entleert beim Stich nur etwa 0,2 Milligramm Gift, das ist etwa der hundertfünfzigste Teil der Giftmenge beim Kreuzotternbiß. Und wie heftig ist schon die Wirkung eines einzigen Bienenstiches! Über die Zusammensetzung des Bienengiftes ist man heute ziemlich genau unterrichtet, und man weiß, daß sein wirksamer Bestandteil nicht, wie früher angenommen wurde, Ameisensäure oder, wie andere glaubten, ein giftiger Eiweißstoff ist, sondern daß er vielmehr in nahen Beziehungen steht zu den Schlangengiften sowohl wie zu dem scharfen Giftstoffe der spanischen Fliegen. Wie mühevoll übrigens derartige Feststellungen sind, ergibt sich daraus, daß zu den jahrelangen Versuchen nicht weniger als acht Bienenvölker mit insgesamt etwa zweimalhunderttausend Bienen nötig waren. Ähnlich wie das Gift der Bienen dürfte auch das Gift der Wespen, Hornissen und Hummeln zusammengesetzt sein, sowie auch die Gifte der Stechmücken, Stechfliegen, Bremsen, Flöhe, Läuse und Wanzen. Überall handelt es sich hier gewissermaßen um „Schlangenbisse im kleinen", und nur die winzige Menge des zugeführten Giftes bedingt die verhältnismäßig geringen Reizerscheinungen. Gehäufte Giftaufnahme führt auch zu entsprechend stärkerer Wirkung: an der unteren Donau erscheint zuzeiten die sogenannte Kolumbatscher Mücke in wolkenartigen Schwärmen, und wenn diese dann Tiere und Menschen überfallen, so kommt es infolge der zahllosen Stiche nicht selten zu Fieber und Krämpfen, bisweilen angeblich sogar zum Tode des Opfers.

Der Ausdruck „giftige Fliege", „giftiges Insekt" wird anderseits auch vielfach mißbraucht. Gar nicht selten

führt der Stich einer Fliege, die sich vorher auf verseuchtem Material aufgehalten hatte, durch Übertragung von Fäulnisbakterien oder von Fäulnisgiften in die Blutbahn des Opfers zu schweren Blutvergiftungen. Man weiß auch, daß gewisse Stechmücken durch ihren Stich die Erreger der Malaria oder der gefürchteten afrikanischen Schlafkrankheit auf den Menschen übertragen, und ebenso Läuse den Erreger des Flecktyphus. In diesen Fällen darf man aber nicht von giftigen Insekten im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen; denn hier sind nicht die Giftstoffe der Insekten, sondern die von ihnen mittelbar übertragenen Mikroorganismen die Träger der Giftwirkung.

Die geringfügige Entzündung und die Quaddelbildung nach dem Bisse unserer einheimischen Ameisen ist zweifellos durch die örtliche Reizwirkung der von den Tieren abgesonderten Ameisensäure bedingt. Bisse tropischer Ameisen können dagegen ernsthafte Vergiftungserscheinungen zur Folge haben, denn hier ist ein bei unseren Ameisen neben der Ameisensäure nur in Spuren vorhandener sehr wirksamer Giftstoff in verhältnismäßig größerer Menge vorhanden.

Die Giftdrüse der Ameisen befindet sich an ihrem Hinterleib; nach dem Bisse biegen die Tiere denselben, ähnlich wie die Skorpione, nach vorn und oben und spritzen dabei das Gift in die von den Kiefern geschlagene Wunde. Manche Ameisen besitzen übrigens auch einen Giftstachel wie die Wespen. Ameisensäure, und zwar ziemlich hochkonzentrierte, dreißig- bis vierzigprozentige, ist auch die Waffe, deren sich die jedem Schmetterlingsammler bekannte Raupe des Gabelschwanzes zu ihrer Verteidigung bedient, die sie bei Berührung aus einer dicht hinter dem Kopfe gelegenen Querspalte hervorspritzt.

Anders sind die Giftwirkungen gewisser Raupen. Fast allsommerlich lesen wir in den Zeitungen vom massenhaften Auftreten hautreizender Raupen in dieser oder jener Sommerfrische, und daß die Gäste vor dieser Plage flüchten. Es handelt sich dabei meist um die starkbehaarten Raupen gewisser Spinner, namentlich des sogenannten Prozessionsspinners und des Goldafters. Die starren, außerordentlich leicht abbrechenden Borstenhaare dieser Raupen stehen mit besonderen Drüsen in Verbindung. Sie können auf unbedeckter, namentlich feuchter Haut, dann aber auch auf der Schleimhaut von Auge, Nase, Mund und Nacken brennendes Jucken und heftige Entzündung hervorrufen. Man nahm auch hier an, daß diese Reizerscheinungen auf die Anwesenheit von Ameisensäure zurückzuführen seien. Tatsächlich ist die Ursache aber in erster Linie in einem scharfen und blasenziehenden Stoff zu suchen, der sich auch im Blut und besonders im Kot der Raupen findet. Es ist deshalb gar nicht ausgeschlossen, daß, wie von manchen Forschern behauptet wird, der aufgewirbelte Staub dieses eingetrockneten Kotes, den die Raupen ja bekanntlich in ungeheuren Massen ausscheiden, der auch ihren Haaren anhaftet und nach dem Antrocknen beim Bewegen der Tiere verstäubt wird, für jene Reizerscheinungen mit verantwortlich zu machen ist.

Der scharfe Giftstoff dieser Raupen steht höchstwahrscheinlich in naher Beziehung zu dem scharfen Prinzip der spanischen Fliege. Dieser etwa zweieinhalb Zentimeter lange, schlanke, schön grüngold glänzende Käfer — es ist ein Käfer, keine Fliege —, der in Südeuropa häufig, aber auch bei uns nicht selten ist, enthält in seinem Blut einen auf der Haut Blasen ziehenden Stoff, das sogenannte Kantharidin, und zwar in nicht geringer Menge; denn

der Kanthariðingehalt der getrockneten Tiere beträgt fast ein Prozent; ausländische Arten enthalten mehr als das Doppelte davon. Dieses Kantharidin ist, weil es leicht zugänglich und in schön glänzenden Kriställchen leicht isolierbar ist, von allen tierischen Giften am gründlichsten untersucht, und seine Zusammensetzung ist heute genau bekannt. Man verwendet die gepulverten spanischen Fliegen wegen ihrer hautreizenden Wirkung seit alters her arzneilich, namentlich in Gestalt des bekannten Spanischfliegenpflasters — die spanische Fliege heißt deshalb auch „Pflasterkäfer". Bei Zahnschmerz ist es im Volk heute noch ein beliebtes Mittel, ein halbmondförmiges Spanischfliegenpflaster hinter das Ohr zu legen, bis dort eine Blase sich gebildet hat, und so „den Schmerz abzulenken". Spanische Fliegen und aus ihnen hergestellte Präparate wurden früher auch vielfach in sogenannten „Liebestränken" innerlich gegeben, doch waren hier häufig schwere, nicht selten auch tödliche Vergiftungen die Folge — sind doch bereits drei hundertstel Gramm Kantharidin für den Menschen tödlich.

Dieses Kantharidin ist merkwürdigerweise für Hühner ungiftig; sie können spanische Fliegen ohne Schaden fressen. Bekanntlich sind auch Maikäfer ein beliebtes Hühnerfutter. Und doch enthält auch der Maikäfer Kantharidin oder einen dem Kantharidin sehr ähnlichen Stoff in seinem Blut; wenn auch weniger als die spanische Fliege, so doch immerhin so viel, daß man nach altem Volksbrauch Maikäfer in Spiritus angesetzt gern als „scharfe Einreibung" bei Rheumatismus anwendet.

Kantharidin oder ihm ähnliche Stoffe finden sich auch noch in vielen anderen Käfern und Insekten, so im blauschwarzen sogenannten Maiwurm, der einstens gegen Hundswut gegeben wurde, in dem schön goldglänzenden

Rosenkäfer, ebenso in den Küchenschaben. Auch der gelbe Saft, den das bekannte Marienkäferchen und seine Verwandten beim Anfassen aus den Gelenken austreten lassen, enthält einen solchen Reizstoff. Man hüte sich deshalb, die mit diesem Saft beschmutzten Hände ans Auge oder in den Mund zu bringen; auf normaler derber Haut schadet er nichts. Als weitere Gifttiere seien noch die Würmer erwähnt.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß auch unser Regenwurm als giftig bezeichnet werden muß. Er enthält während der Brunstzeit in gewissen Körperringen einen Giftstoff. Wenige Tropfen des wässerigen Auszuges dieses Körperteils vermögen Sperlinge zu töten, und Geflügel, an das größere Mengen solcher Würmer verfüttert werden, stirbt unter Krämpfen nach wenigen Stunden.

Ebensowenig ist in weiteren Kreisen die Einsicht verbreitet, daß die zum Teil recht schweren Krankheitserscheinungen bei den von Eingeweidewürmern befallenen Patienten nicht, wie vielfach angenommen wird, darauf zurückzuführen sind, daß die betreffenden Parasiten sich als wirkliche Schmarotzer von den Säften ihres Wirtes nähren, sondern daß die Ursache davon in den stark giftigen Stoffwechselprodukten jener Eingeweidewürmer zu suchen ist.

Endlich sei hier noch der sogenannten Stachelhäuter des Meeres gedacht. Gewisse Seesterne, Seeigel und Seewalzen besitzen besondere Giftapparate, die sie zu ihrer Verteidigung und zur Wehrlosmachung ihrer Beute benutzen. Dem gleichen Zwecke dienen die sogenannten Nesselgifte der Quallen und der ihnen nahestehenden Pflanzentiere des Meeres; diese Gifte können auf der Haut von Badenden oft recht empfindliche Reizwirkungen hervorrufen.

Die Natur all dieser Gifte, wie überhaupt die Zusammensetzung der meisten tierischen Gifte kennt man nur zum kleinsten Teile.

Immerhin ist es durch neuere Forschungen gelungen, überraschende Einblicke und Ausblicke zu gewinnen. Mit Sicherheit sind weitgehende Analogien zwischen tierischen und pflanzlichen Giften festgestellt worden. Das im Insektenreich so verbreitete Kantharidin und die ihm nahestehenden Stoffe sind den im Pflanzenreich ebenfalls häufig vorkommenden hautreizenden Stoffen nahe verwandt. Das Bienengift bildet gewissermaßen eine Brücke zwischen jenen hautreizenden Insektengiften und den Schlangengiften, die ja auch weitgehende Ähnlichkeiten mit den in den Pflanzen außerordentlich häufigen mehr oder weniger stark giftigen sogenannten Saponinen haben. Weiter lassen sich noch interessante Parallelen ziehen zwischen diesen Saponinen und den Gallensäuren, die sich in jeder tierischen Galle finden, Parallelen sowohl hinsichtlich des chemischen Aufbaues wie in Beziehung auf die Giftwirkung. In den Gallensäuren aber glaubt man die gemeinsame Muttersubstanz aller stickstofffreien tierischen Gifte erblicken zu dürfen.

Es würde zu weit gehen, hier noch weiter bei den vielfachen Beziehungen zu verweilen, die sich zwischen pflanzlichen und tierischen Giften erkennen ließen. Nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse hierüber kann es nicht überraschen, daß auch zwischen den Giften der höheren Tiere und denen der niedersten Lebewesen, die an der Grenze zwischen Tierreich und Pflanzenreich stehen, keine grundsätzlichen Unterschiede vorhanden zu sein scheinen. Diese sogenannten Toxine aus Bakterien und Protozoen, die mit Sicherheit als Ursache so vieler Krankheiten erkannt wurden, werden sich im Verlauf

späterer Forschungen vermutlich zwanglos in das System der übrigen tierischen Gifte eingliedern lassen. Und wie die moderne Wissenschaft in der sogenannten Vakzine- und Heilserumtherapie ein wirksames Bekämpfungsmittel der durch Mikroorganismen verursachten Erkrankungen, die ja in letzter Linie auch Vergiftungen sind, gefunden hat, so werden sich dann möglicherweise auch bestimmte Heil- und Vorbeugungsmittel gegen diejenigen Schädigungen finden lassen, die durch Gifte höherer Tiere verursacht worden sind.

Verwandlungsaufgabe

W	O	L	L	E
*	*	—	—	—
—	—	*	*	—
—	—	*	—	*
*	—	—	—	*
*	—	—	*	—
*	—	*	—	—
*	—	*	—	—
S	E	I	D	E

T	I	G	E	R
—	*	*	—	—
*	*	—	—	—
*	—	—	—	*
—	—	*	—	*
—	—	*	—	*
—	—	*	*	—
—	—	*	—	*
I	L	T	I	S

Mit Hilfe von sieben Hauptwörtern verwandle man „Wolle" in „Seide" und „Tiger" in „Iltis". Dabei muß jedes Wort aus dem hervorgehenden durch Änderung von zwei Buchstaben entstehen, ohne daß die übrigen Buchstaben umgestellt werden. Die zu ändernden Buchstaben sind durch ein Sternchen, die bleibenden durch einen Strich angedeutet.

••••••••

1	2
3	4

Kreuzrätsel

1—2 Fischereigerät, 3—4 Farbstoff, 1—4 Vorname, 3—2 Verschluß, 4—2 Gebrauchsgegenstand.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes.

Altern und Tod

Von Herbert Junghans

Mit zwei Abbildungen und einer Tabelle

Wir alle müssen sterben — der eine früher, der andere später. Manchem kommt der Tod als Freund und manchem als Feind, aber kein Lebewesen der Erde kann ihm entgehen. Dichter, Philosophen und Männer der Naturwissenschaften haben immer und immer wieder versucht, den Vorgang des Alterns und Sterbens zu deuten und zu erforschen. Wenn man die Frage, warum wir sterben, genau beantworten könnte, so meinte man von jeher, dann böte sich wohl auch die Möglichkeit, die Fragen nach der Verlängerung des Lebens zu lösen.



Abb. 1: Schematische Darstellung der Teilung eines Einzellers (stark vergrößert). K = Kern, P = Protoplasma.

Welche Wege haben nun die Naturwissenschaftler in den letzten Jahrzehnten beschritten, um dem Problem des Todes näher zu kommen? Um sich das Sterben erklären zu können, muß vorher erkannt sein, was das Leben ist.

Im Mikroskop zeigt sich, daß alles Leben an das Protoplasma gebunden ist, das den Inhalt aller Zellen jedes pflanzlichen oder tierischen Organismus bildet. Dieses Protoplasma — kurz „Plasma" — dessen chemische Zusammensetzung nach neuesten Untersuchungen bis auf kleine Unterschiede in allen Zellen gleich ist, erkennt man unter dem Mikroskop meist als feinkörnige Masse P, die in ihrem Inneren einen Kern K enthält (Abb. 1). Der Kern braucht nicht immer kugelig zu sein, er kann die verschiedensten Gestalten annehmen, aber er darf ebensowenig wie das Plasma fehlen, wenn eine Zelle ihre

normalen Lebensfunktionen ausführen soll. Nur die roten Blutkörperchen unsres Körpers bilden eine Ausnahme von dieser Regel; sie verlieren im Laufe ihres Lebens den Kern, können aber dann nur noch kurze Zeit tätig sein und gehen bald zugrunde.

Wie sind nun die Lebensäußerungen des Protoplasmas an einem der einfachsten Tiere, beispielsweise einer Amöbe? Ein solches kleines, nur unter stark vergrößerndem Mikroskop sichtbares Tierchen besteht nur aus einer Zelle, die, von einer dünnen Haut umhüllt, Plasma und Kern enthält. Unterm Mikroskop ist deutlich sichtbar, wie das Tier sich bewegt, kleine Nahrungsteilchen aufnimmt, verdaut und Unverdautes wieder abstößt. Beobachtet man längere Zeit, so erkennt man, daß die Amöbe wächst; nach etwa vierundzwanzig Stunden beginnt sie sich in die Länge zu strecken, Kern und Plasma schnüren sich ein und reißen schließlich durch, so daß nun zwei Tierchen vorhanden sind (Abb. 1). Jedes der neu entstandenen Tochtertierchen lebt so wie die erste Amöbe weiter, teilt sich nach abermals vierundzwanzig Stunden — und so fort.

Genauere Untersuchung ergibt, daß diese kleinen Plasmaklümpchen fein empfinden, denn auf Schütteln des Glases oder auf schwachen elektrischen Reiz hin ziehen sie sich zusammen.

Aufnahme und Verdauung der Nahrung — auch Stoffwechsel genannt — Bewegung, Wachstum, Fortpflanzung und Empfindung sind die Lebensäußerung, die sich an diesen niedersten Tieren nachweisen lassen, wenn sie sich in ihrem Lebenselement, dem Wasser, befinden. Bringt man eine Amöbe in ein Gefäß, das Alkohol enthält, dann hören bald alle Funktionen auf, die als unerläßliche Äußerungen des Lebens zu bezeichnen sind. Das Tierchen zieht sich zusammen und bleibt bewegungs-

und empfindungslos liegen. Unter Umständen ist es aber erreichbar, daß das Tier seine Lebensfähigkeit wiedererlangt, wenn man es wieder in frisches Wasser bringt. Lag die Amöbe aber zu lange im Alkohol, dann hilft auch das Wasser nichts mehr; sie bleibt reglos — ist tot. Alle „Wiederbelebungsversuche" enden erfolglos.

Noch immer stehen wir vor der ungelösten Frage nach der Grenze zwischen Leben und Tod. Noch weiß man nicht, aus welchen inneren Ursachen die Amöbe starb. Fragen erheben sich. Was wäre wohl aus dem Tier geworden, wenn man es in seinem Element, dem Wasser, gelassen hätte. Wäre es da je gestorben? — Mit dieser Frage hat sich der amerikanische Gelehrte Woodruff eingehend beschäftigt. Er ließ eine solche Amöbe in einem winzig kleinen Aquarium leben, das er ständig unter dem Mikroskop beobachtete, ließ sie sich teilen, nahm dann das eine „Tochtertier" heraus und brachte es in ein anderes kleines Aquarium. Dies setzte er fort bis in die dreitausendste Generation und konnte nicht einen Todesfall bei diesem mehrere Jahre dauernden Versuch feststellen. Daraus folgerte Woodruff, das einzellige Tier müsse „unsterblich" sein.

Ein anderer Wissenschaftler, ein Gegner des Amerikaners, nahm gleichfalls ein einzelliges Lebewesen und beobachtete auch die vielen Generationen dieses Tierchens, die er aber alle im gleichen Gefäß ließ, während Woodruff jedes Tier in ein neues Aquarium gesetzt hatte. Da zeigte sich, daß einige der Tiere starben. Wenn sie aber rechtzeitig in frisches Wasser gebracht wurden, erholten sie sich meist wieder, lebten weiter und teilten sich. Daraus zog Woodruffs Gegner den Schluß: die Umwelt sei am Tod des Individuums schuld. Er nahm an, daß die Tiere ihre Stoffwechselprodukte an das Wasser

abgeben und daß diese Stoffe, wenn sie überhandnehmen, den Tod herbeiführten. Eine Auffassung, die durch neuere Versuche einwandfrei bewiesen wurde.

Diese Erkenntnisse bieten eine Erklärung für unser Altern und Sterben. Stoffwechselprodukte unseres eigenen Körpers sind es, die „Lebensschlacken", die uns dem Tod näher bringen. Unser Körper ist ja aus vielen Millionen kleiner Zellen zusammengesetzt, die ebenso leben

Alter in Jahren	Länge in cm		Gewicht (ohne Kleider) in kg	
	Mann	Weib	Mann	Weib
Neugeboren	50,0	49,4	3,2	2,9
1	69,8	69,0	9,4	8,8
5	98,7	97,4	15,8	14,4
10	127,3	124,9	24,5	23,5
20	167,0	157,4	60,1	52,3
30	168,6	158,0	63,65	54,3
40	168,6	158,0	63,67	55,2
50	168,6	158,0	63,5	56,16
60	167,6	157,1	61,9	54,3
70	166,0	155,6	59,5	51,5
80	163,6	153,4	57,8	49,4
90	161,0	151,0	57,8	49,3

Längen- und Gewichtstabelle für die verschiedenen Lebensalter. Nach Quetelet.

wie die oben behandelte Amöbe, nur daß sie untereinander zu einem festen Gefüge verbunden sind. Diesen festverbundenen Zellen fällt es viel schwerer, Stoffwechselprodukte völlig fortzuschaffen, und es bleiben deshalb immer einige dieser „Lebensschlacken" in der Zelle liegen. Wenn diese einmal das Übergewicht bekommen, dann stirbt die Zelle. Das vollzieht sich aber nicht mit einem Schlag in allen Zellen unseres Körpers, sondern es geht allmählich vor sich, und langsam wird der Körper hin-

fällig und gebrechlich — wir „altern". Daß dieses Altern bei den meisten Menschen gesetzmäßig vor sich geht, zeigt die beigefügte Tabelle. Vom dreißigsten bis fünfzigsten Lebensjahr steht unsere Körperlänge und auch unser Gewicht auf der Höhe, um dann wieder allmählich zurückzugehen und im neunzigsten Jahre einen Zustand zu erreichen, auf dem wir kurz vor dem zwanzigsten Jahre standen. Der Arzt nennt diese Alterserscheinungen Atrophie (Schwund). Vor allem werden von diesem Altersschwund unsere inneren Organe: Herz, Leber, Nieren, Lungen und Gehirn betroffen, aber auch unser Muskel- und Knochensystem verändert sich, wie dies ein Vergleich der beiden Unterkiefer zeigt (Abb. 2). Der obere stammt von einem etwa vierzigjährigen und der untere zahnlose, schmäler gewordene Kiefer ist der eines etwa achtzigjährigen Mannes. In ähnlicher Weise werden alle unsere Knochen atrophisch; die Abnahme unserer Körperlänge im Laufe des Lebens um etwa sieben Zentimeter erklärt sich dadurch.

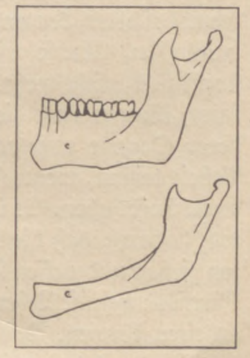


Abb. 2: Verkleinerte Darstellung des Unterkiefers eines erwachsenen und eines alten Menschen.

Eine andere Alterserscheinung, die fast alle Menschen im fünfzigsten Lebensjahre trifft — vor allem aber jene, die trinken und rauchen — ist die Arterienverkalkung. Die Blutgefäße sind starr und hart geworden, und der gesamte Blutkreislauf, der für die Entfernung der Lebensschlacken aus den Zellen so wichtig ist, zeigt sich erheblich gestört.

Mikroskopische Untersuchungen bieten ein Mittel, ge-

wisse Altersvorgänge genau zu beobachten. In den Zellen des Gehirns eines alten Menschen treten eine Menge sogenannter Pigmentkörner — Farbkörner — auf, die in der Gehirnzelle eines Jugendlichen fehlen, und die als abgelagerte Lebensschlacken anzusehen sind. In hohem Alter sind die Anhäufungen solcher Pigmentkörner in den Gehirnzellen so stark, daß es nicht überraschen kann, wenn bei alten Leuten das Gedächtnis und die Denkkraft nachlassen. Ebenso wie eine Pumpe, deren Röhren verstopft sind, nicht mehr in der gewünschten Weise arbeiten kann, können auch die Gehirnzellen und die Zellen anderer Organe unseres Körpers nicht mehr zureichend Arbeit leisten, wenn sich in ihnen Stoffwechselprodukte angehäuft haben. So ist der normale Alterstod ein Herztod, dadurch, daß die Nerven, die vom Gehirn zum Herzen ziehen und dessen Tätigkeit leiten und regeln, infolge Überfüllung mit Lebensschlacken eines Tages nicht mehr arbeiten können. Das Herz, das viele Jahrzehnte lang das Blut und dadurch die Nahrung an unsere sämtlichen Körperzellen geschickt hat, steht still, und alle Zellen unseres Körpers, denen die Nahrungszufuhr fehlt, sterben ab.

Diesen Alterstod sterben aber heute nur noch die wenigsten Menschen. Weit über achtzig Prozent erleiden einen Krankheitstod, der zwar im Grunde genommen sich genau so abspielt wie der eben beschriebene Alterstod, nur daß er den Menschen rascher befällt, da Krankheiten die Füllung der Zellen mit Lebensschlacken stark begünstigen. Jeder Mensch, der irgendwann einmal schwer krank war, wird auch dann, wenn er vielleicht von vielen Leiden genesen ist und sich wieder erholt hat, Rückstände von Stoffwechselprodukten in seinen Körperzellen haben, die dann dazu beitragen, daß er raschere Altersveränderungen erleidet als ein Mensch, der nie oder

doch weniger häufig erkrankt war. — So scheint der Tod unbekämpfbar und die Verlängerung unseres Lebens unmöglich. Was haben die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung dazu zu sagen? — Den Ärzten ist längst bekannt, daß jedes Organ unseres Körpers, das zweckentsprechend gebraucht wird, länger „lebt“ und besser funktioniert als ein nicht oder wenig benutztes, weil das arbeitende Organ stärker mit Blut durchströmt wird, wodurch ihm mehr Nährstoffe zugeführt und die Stoffwechselprodukte besser hinausgeschwemmt werden. Die beste und billigste Regel zur Verlängerung unseres Lebens lautet also: Arbeitet mit allen Organen, damit sie möglichst gut vom Blute ernährt und gereinigt werden. Turnt, treibt Sport, wandert und gebt auch eurem Gehirn anregende geistige Arbeit, aber nichts zu einseitig, sondern laßt den ganzen Körper sich erfrischen, und bietet den Lungen viel frische Luft, damit sich das Blut gehörig erneuern kann.

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß ein Mensch, der seinem Gehirn stets viel „Arbeit“ gibt, bis ins höchste Alter hinein geistig frisch bleibt, und daß derjenige lange rüstig bleibt, der dauernde körperliche Arbeit leistet. Schwächt also die Schäden der Zivilisation — die schematisierte Einseitigkeit — durch möglichst vollständige allseitige Ausbildung, durch eine Kultur des Geistes und des Körpers ab, meidet auch die beiden Gifte unserer Zivilisation, Alkohol und Nikotin, und flieht, sooft es geht, auch die Großstadtluft. Diese Einsicht, diese einfachen Regeln sind Ergebnisse der modernen ärztlichen Wissenschaft, die verdienen, Beachtung zu finden. Für den Tod ist zwar auch heute noch kein Kraut gewachsen, aber darin können Menschen unserer Zeit klarer sehen, wie man sich schützen kann vor frühzeitigem Altern.

Wie hoch reicht die Lufthülle unserer Erde?

Von Prof. Dr. K. Knoch

Der Laie mag die Lufthülle der Erde vielleicht mit dem Begriff „Himmel" verwechseln, wie es in der Anschauung des großen Publikums gang und gäbe ist. Darunter wird meist der sichtbare Wolkenhimmel verstanden. Der reicht allerdings nicht „hoch" hinauf, obgleich man „bis in die Wolken" zu sagen pflegt, wenn man ausdrücken will, daß etwas sehr hoch ist. Die höchsten Wolken sind die sogenannten Zirruswolken, feine, zarte, faserige Wolkengebilde, die vor allem an schönen Sommertagen gut ausgebildet zu sehen sind. Sie befinden sich schon in solchen Höhen, wo die Lufttemperatur stets unter dem Gefrierpunkt liegt und der Wasserdampf sich nicht mehr in kleinen Wassertröpfchen, sondern in Form von Eiskristallen ausscheidet. Höhen von mehr als zehn Kilometer sind aber in Europa selten, und nur in den Tropengegenden sind Wolkenhöhen von wenig mehr als zwanzig Kilometer gemessen worden.

Für die Höhe der Erdatmosphäre kommen indes ganz andere Zahlen in Betracht. Die Theoretiker legen beispielsweise ihre Grenze in die Fläche, in der die Anziehungskraft der Erde gleich der mit der Entfernung zunehmenden Fliehkraft wird. Das heißt mit anderen Worten: als Erdatmosphäre wird nur das angesehen, was noch an der Umdrehung der Erde teilnimmt. Diese Höhe hat man über dem Äquator zu zweiundvierzigtausend Kilometer, über den Polen zu achtundzwanzigtausend Kilometer berechnet.

Nun darf zunächst nie vergessen werden, daß die

atmosphärische Luft ein Gemenge verschiedener Gase ist, an dem an der Erdoberfläche Stickstoff mit achtundsiebzig Prozent, Sauerstoff mit einundzwanzig Prozent und daneben noch Argon und Kohlensäure beteiligt sind. Nachgewiesene Spuren von anderen Gasen, wie Neon, Krypton, Xenon, Helium und Wasserstoff, fallen daneben gar nicht ins Gewicht. Bis zu etwa zehn Kilometer Höhe hat man keine wesentliche Änderung im Anteil der einzelnen Gase an dem gesamten Gasgemisch festgestellt. Über diese Höhe hinaus ist aber mit einer anderen Zusammensetzung, entsprechend dem spezifischen Gewicht der Gase, zu rechnen. Die Anschauungen über die Zusammensetzung in größeren Höhen haben gewechselt. Die Stickstoffatmosphäre, in der also dieses Element überwiegt, läßt man nach den neuesten Untersuchungen bis rund hundert Kilometer Höhe reichen. Hieran schließt sich eine Schicht von fünfzig Kilometer Dicke, in der Helium den wesentlichen Bestandteil der Atmosphäre bildet, und in noch größeren Höhen soll dann der Wasserstoff überwiegen. Stickstoffsphäre, Heliumsphäre und Wasserstoffsphäre lagern sich also nach diesen Ansichten übereinander.

Wahrscheinlich besteht eine bestimmte Grenze der Erdatmosphäre überhaupt nicht, sondern es ist sehr wohl möglich, daß diese ganz allmählich in den interplanetarischen Raum übergeht. Diesen Raum muß man sich auch mit leichtestem Gase angefüllt denken. Es kann, sowohl in der Erdatmosphäre als auch in den Atmosphären anderer Planeten, in den größten Höhen Moleküle geben, deren Geschwindigkeiten so groß sind, daß sie die Anziehungskraft ihres Planeten überwinden und diesen dann dauernd verlassen. Dies bedeutet die Annahme von einer sogenannten Weltatmosphäre.

Die Masse der Atmosphäre nimmt nach oben hin schnell ab. Die Luftdruckmessungen in größeren Höhen beweisen dies. Im Meeresniveau lastet noch das Gewicht der ganzen Luftsäule auf uns. Ihm hält eine Quecksilbersäule von siebenhundertsechzig Millimeter das Gleichgewicht. In fünftausend Meter Höhe liegt aber fast die Hälfte der Atmosphärenmasse unter uns, der Druck beträgt hier nur noch dreihundertsechsundneunzig Millimeter. In zehntausend Meter Höhe haben wir bei einem Druck von nur hundertsechsundneunzig Millimeter bereits drei Viertel der Atmosphärenmasse unter uns. In vierzig Kilometer Höhe berechnet sich der Luftdruck zu noch nicht ganz zwei Millimeter, und in sechzig Kilometer Höhe besteht der winzige Druck von etwa einem zehntel Millimeter. Daraus den Schluß zu ziehen, daß man in dieser Höhe der Grenze der Atmosphäre erheblich nahe gekommen sei, wäre aber falsch. Atmosphärische Substanz findet sich jedenfalls noch weit über diese Höhen hinaus. Gewisse Lichterscheinungen, die sich hier abspielen, zeugen unbedingt sicher davon, daß noch so viel Atmosphärensubstanz vorhanden ist, die genügt, um zu optischen Erscheinungen Anlaß zu bieten.

Schon im zwölften Jahrhundert hat man Dämmerungsbeobachtungen benutzt, um die Höhe der Atmosphäre zu berechnen. Es war nachweisbar ein arabischer Astronom, der als erster in dieser Richtung arbeitete. Die leicht verständliche Methode beruht darauf, daß die höchsten Schichten noch lange bestrahlt werden, nachdem die Sonne unter dem Horizont verschwunden ist. Die Sonne kann siebzehn Grad unter dem Horizont stehen, wenn der sogenannte Hauptdämmerungsbogen aus der Atmosphäre verschwindet. Das besagt, daß uns noch Licht aus siebzig Kilometer Höhe zugestrahlt wird.

Neben diesen normalen Dämmerungserscheinungen ist man seit 1885 auf wolkenähnliche Gebilde des Nachthimmels aufmerksam geworden, die noch viel später nach Sonnenuntergang beobachtet werden und auch nur Wolken sein können. In der Fachliteratur sind sie als „leuchtende Nachtwolken" bekannt. Ihre Leuchtkraft können sie nur unmittelbarem Sonnenlicht verdanken. Die größte gemessene Höhe ergab dreiundachtzig Kilometer.

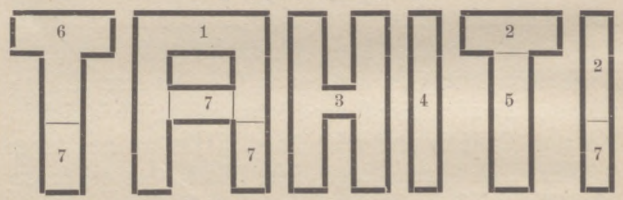
Bedeutend größere Höhen ergeben die Bestimmungen des Punktes, in dem Sternschnuppen und Meteore aufzuleuchten beginnen. Hierbei handelt es sich bekanntlich um feste Weltkörper, die von außen her mit großer Geschwindigkeit in die Erdatmosphäre eindringen. Geschwindigkeiten von zwanzig bis siebzig Kilometer in der Sekunde sind beobachtet worden. Wenn nun diese Fremdkörper mit der großen Geschwindigkeit die Luft durcheilen und ihnen durch diese Widerstand entgegensteht, wird ein Teil ihrer Geschwindigkeit vernichtet. Diese Vernichtung an Bewegung führt zu einer Steigerung der Temperaturen, der Körper erhitzt sich schließlich bis zum Glühen und wird dadurch für unsere Augen sichtbar. Man hat die Lage dieser Punkte des ersten Erscheinens der Sternschnuppe und des Meteors von zwei Punkten, deren Entfernung bekannt war, anvisiert und aus den so erhaltenen Winkelhöhen die Höhe des Aufleuchtens bestimmt. Sie betrug im Mittel hundertzehn bis hundertsechzig Kilometer, doch wurden in einigen wenigen Fällen auch Werte von mehr als zweihundertvierzig Kilometer gefunden.

Übertroffen werden diese Entfernungen durch Höhen, in denen Polarlichter auftreten können. Schon seit mehreren Jahrzehnten hat man an ihnen genaue Messungen

vorgenommen, die in letzter Zeit ständig vervollkommnet wurden. Nach ihnen ist es unzweifelhaft, daß Nordlichter auch in geringeren Höhen über dem Erdboden auftreten. Es sind dann die als „Draperien" bezeichneten Formen, die in vierundvierzig Kilometer Höhe angetroffen wurden. Dagegen reichen die sogenannten „homogenen Bogen", die keine strahlige Struktur haben, sondern mehr gleichmäßig leuchten, in früher ungeahnte Höhen. Für ihre unscharfe obere Begrenzung sind Höhen von über tausend Kilometer gemessen worden.

So ist das Nordlicht eine Erscheinung, die uns ins Leuchten gekommene Bestandteile der Atmosphäre aus den bisher bekannten größten Höhen zur sinnlichen Wahrnehmung bringt.

Geographische Zerlegaufgabe



Aus den Teilen des Wortes „Tahiti" ist der Name eines südamerikanischen Staates zu bilden.

••••••••

Kettenrätsel

Es sind Wörter zu suchen, bei denen die letzte Silbe jedes Wortes der ersten des nächstfolgenden gleich ist. Die Wörter bedeuten: 1. heiligen Ort in Arabien, 2. Säugetier, 3. krankhafte Erscheinung auf Pflanzen, 4. kirchliche Handlung, 5. Gegenstand heidnischer Verehrung, 6. Handwerker, 7. Singvogel, 8. germanischen Volkstamm, 9. Beleuchtungsmittel, 10. Hustier, 11. Nebenfluß der Weichsel, 12. griechischen Schriftsteller.

Auflösungen folgen am Schlusse des nächsten Bandes.

Die Pontinischen Sümpfe

Von Dr. Franz Döring / Mit 10 Bildern

Vor etwa einem Jahre berichtete die italienische Presse im Tone stolzester Genugtuung, daß Rom durch den Bau einer elektrischen Bahn nach der Tibermündung, nachdem die Stadt über tausend Jahre vom Meere abgeschnitten gewesen sei, wieder alle die Vorteile genießen könne, welche die räumliche Nähe des Meeres einer Großstadt bringe. Die alte, schon fast verlassene Hafenstadt Ostia sei zu einem modernen Seebade umgestaltet worden, etwa in der Art des Lido bei Venedig. Die gesundheitlichen Verhältnisse ließen nichts mehr zu wünschen übrig. Das gefährliche Fieber, das die Gegend bisher fast unbewohnbar gemacht habe, sei verschwunden. Diesen an sich erfreulichen Feststellungen folgte dann ein Lob des Fascismus, dem man es allein zu verdanken habe, wenn Ordnung, Hygiene und wirtschaftliche Fortschritte in Italien von Tag zu Tag zunähmen.

Es ist eine auffällige Tatsache, die man überall in den lateinischen Ländern Europas und Amerikas beobachten kann, daß die staatlichen oder städtischen Verwaltungen sich zwar gelegentlich einen Ruck geben, um umfangreiche und kostspielige öffentliche Arbeiten ausführen zu lassen; aber meist handelt es sich da um Dinge, die sich zwar äußerlich sehr prächtig ausnehmen, in sozialer Hinsicht jedoch nur gering an Wert sind. Wenn man beispielsweise, wie es bei genügenden finanziellen Mitteln in diesen Ländern üblich ist, in die Küstenfelsen besonders schöner Landschaften durch Sprengung kunstvolle Straßen für den Automobilverkehr des internationalen Reisepublikums schafft, dort Riesenhotels, Luxusbäder und Spielsäle errichtet, so können wir Deutsche für diese Art

der Verwendung des Volkseinkommens keine übermäßige Bewunderung aufbringen, mag sie auch der Eitelkeit des Lateiners schmeicheln.

Man bedenke, daß die Verbesserung der Tibermündung und die Beseitigung des dortigen Fieberherdes nur einen ganz geringfügigen Teil der Wiedergutmachung bildet, die der italienische Staat der durch viele Jahrhunderte, nein zwei Jahrtausende vernachlässigten Küstenlandschaft zwischen der Stadt Rom und der ehemaligen neapolitanischen Grenze schuldet. Das Verhalten der italienischen Regierung erinnert an die halb naive, halb anmaßende Gewohnheit der Wirte in südländischen Herbergen niedrigen Ranges, über ein unsauberes Bett voller Ungeziefer eine blütenweiße, womöglich mit Spitzen gezierte Decke zu breiten, in dem Glauben, damit alle Ansprüche an Sauberkeit befriedigt zu haben.

Verwahrlost und — im Sinne der italienischen Volkswirtschaft symbolisch gesprochen — unsauber ist die ganze Küstengegend, die den Volskerbergen vorgelagert ist. Hier finden sich die berüchtigten Pontinischen Sümpfe, die bis in die neueste Zeit ein Malariaherd geblieben sind, wie man ihn in solcher Ausdehnung sonst in Europa nirgends mehr findet. Dieses Gebiet ist im frühen Altertum eine reiche, fruchtbare Gegend gewesen. Als noch gesunde soziale Zustände im römischen Staat herrschten, als noch der freie Bauer oder „Kolone“ hier das Land bestellte, befanden sich dreiunddreißig Ortschaften in der Ebene, die sich von Rom bis nach Terracina hinzieht. Aber die Blüte des Landes war nur möglich, wenn die immerwährend drohenden Überschwemmungs- und Versumpfungsgefahren durch emsige, gemeinnützige Arbeit ferngehalten wurden. Denn das Gefälle der aus den Vorbergen der Apenninen kommenden Bäche und Flüsse



Die durch die Pontinischen Sümpfe führende Via Appia mit den Ruinen römischer Gräber. Im Hintergrunde die Reste einer einst großangelegten Wasserleitung.

war in der Ebene äußerst gering und die am Meere sich hinziehende Dünenkette stand dem Abfluß größerer Wassermassen hindernd im Wege.

Während der römischen Kaiserzeit kam es zum Rückgang des Ackerbaus in diesem Gebiet. Die freien Bauern wurden zu Sklaven der Großgrundbesitzer. Sie unterließen es, die sich ansammelnden Wasser, wie es bisher geschehen war, in Abzugsgräben abzuleiten. Das Gemeinwohl, die „res publica", kümmerte sie nicht mehr, sie wußten, daß alle ihre Anstrengungen doch nur den Grundherren zugute gekommen wären, und sahen deshalb nunmehr nur darauf, wie sie selbst ihr Leben fristen könnten.

Noch einigemal versuchte der römische Staat der hier im wörtlichen und übertragenen Sinne einsetzenden Versumpfung Herr zu werden durch Anlegung von Kunststraßen, die Rom mit Süditalien verbinden, sowie durch Ableitung von Flüssen, die eine andersartige Verteilung der Land- und der Wassermassen erzielen sollten. Unter Appius Claudius wurde die Via Appia, die berühmteste Heerstraße des alten Rom, durch die Sümpfe in ihrer ganzen Länge hindurchgelegt. Cäsar faßte dann sogar den Plan, dem Tiber und dem Liris, dem Grenzfluß gegen das neapolitanische Gebiet, ein anderes Bett zu graben. Doch ohne rechten Erfolg. Als nun das römische Kaiserreich zusammenbrach, traten auch alle Pläne der Austrocknung der Sümpfe bis in die allerneueste Zeit zurück.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch, als sich die Reiselust der nordeuropäischen Kulturmenschheit wieder nach langer Pause dem Süden zuwandte, boten die Sümpfe noch keinen wesentlich andern Anblick dar, als sie es etwa zur Zeit der späteren römischen Kaiser getan



Alte Stadtruine im Ninfasee.

haben mochten. — Unsere klassischen Schriftsteller, vor allem Goethe, der Mittelitalien bereiste, bevor es von Deutschland aus als Reiseziel wirklich entdeckt wurde, wußten über die Sümpfe noch nicht allzuviel zu be-

richten. Das Düstere, Schwermütige der Landschaft lag ihnen, die den weißen Tempeln, der heiteren Ruhe Großgriechenlands, das heißt Süditaliens, voll Sehnsucht entgegeneilten, nicht.

Erst die deutsche — und nordische Romantik hat die Sümpfe in ihrer ganzen Schönheit entdeckt.

Wir in Deutschland haben wohl unter all den vielen Vertretern der romantischen Schule, die im vorigen Jahrhundert, sei es als Maler oder als Dichter, den Weg von Rom nach Neapel durch die Campagna und die Sümpfe zurücklegten, keinen aufzuweisen, der an Stimmungsgehalt und Lebendigkeit der Schilderung der Sumpflandschaft den Dänen Andersen mit seinem Romane „Der Improvisator" und seinem berühmten „Bilderbuch ohne Bilder" erreichte.

Worin besteht denn nun der Zauber dieses Landstriches? Wie kommt es, daß überhaupt ein flaches, verwahrlostes und ungesundes Küstenland das Interesse vieler, wenn auch lange nicht aller Italienfahrer erregen konnte? In der Hauptsache ist es wohl die Freude an dem urwüchsigen, von dem zielbewußten Willen des Menschen noch nicht bezwungenen Walten der Natur, die sich da äußert. Es gibt ja in Europa immerhin noch einige Gegenden, welche der ernüchternden Kulturarbeit noch Widerstand geleistet haben, wo sich die Natur stärker als der Mensch gezeigt hat, wie in den Schilfwildnissen an der Donaumündung. Aber diese Regionen, welche die Phantasie des wirklichkeitsflüchtigen, zivilisationsüberdrüssigen Europäers anziehen, sind sonst nur in neuen, noch nicht durch eine Jahrtausende alte geschichtliche Vergangenheit geformten Ländern zu finden.

Hier aber, in den Pontinischen Sümpfen, zeigt sich etwas Einzigartiges, die Wildnis, die des Menschen



Landschaftlich charakteristische Straße, die durch einen Teil des pontinischen Sumpfgebietes führt.

spottende Unkultur, begrenzt von einem Meer und einem Gebirge, die beide seit Jahrtausenden Schauplatz der Geschichte gewesen sind. Auf Schritt und Tritt, darf man beinahe sagen, finden sich in dieser Sumpfwildnis die Zeugen untergegangener Herrlichkeit in Gestalt von Baudenkmälern, römischen und — im Süden, der neapolitanischen Grenze entgegen — auch griechischen Ursprungs. Welche Prachtstraße muß die Via Appia, die von allen römischen Heerstraßen am eindringlichsten den Ruhm und die Macht Roms verkündete, einst gewesen sein! Für die Jahrtausende gebaut scheint diese Straße, die, festgemauert in Stein, nicht nur als Erdarbeit aufgeführt ist. Und nun, wenige Schritte rechts und links von diesem Kunstwerk, da herrscht das Chaos. Wasser und Land sind noch nicht geschieden. Zwischen dunklen, sattgrünen Wiesen, die da und dort mit Eichen-, Ahorn- und Ulmenhainen bedeckt sind, gibt es überall Wasserstreifen, unheimlich und trügerisch. Größere Wasserflächen bleiben unsichtbar durch hohes Schilf, schmale Kanäle zweigen sich von diesen ab, durch Laub, Zweige und Wurzelwerk, die sich in ihnen ansammeln, sowie durch ein Gewirr von Wasserpflanzen einer andauernden Versumpfungsgefahr ausgesetzt. Um diese wenigstens einigermaßen zu bannen, treiben die Einwohner dieser Gegend, arme, fiebergeplagte Hirten, ihre halbwilden Büffelherden in diese Kanäle, lassen sie hinabschwimmen und dadurch die sich sonst festsetzenden Pflanzenreste losreißen. Doch genügt diese Art der Säuberung keineswegs. Ohne entschiedene Entwässerungsarbeiten ist an eine gründliche Änderung nicht zu denken. So wuchert und grünt es denn weiter in dieser Einöde. Efeu rankt sich höher und höher um die alten geborstenen Säulen und Türme Ninfas und der andern verlassenen und verödeten Städte von einst.

Und nun zu beiden Seiten dieser Sumpfebene Bilder von so unvermittelt anderer Art, daß durch sie der unheimliche Stimmungszauber der Landschaft noch gehoben wird. Felsengebirge, bald dunkelgelb sonnenbeschienen und leuchtend mit den dunkelblauen Schatten, bald verschwimmend im duftigsten Hellblau der Ferne. Im Osten die Kette der Volskerberge, im Westen, weit



Typisches Bild aus den Pontinischen Sümpfen.

ins blaue Meer hinausragend, das Vorgebirge der Circe. Die Märchenwelt Homers, die stolze Geschichte des alten Rom, die traurige Gegenwart, versinnbildlicht durch die fieberbleichen Hirten vor ihren an Negerdörfer erinnernden ärmlichen Behausungen, all das wirkt gleichzeitig und unvermittelt auf das Gemüt des Reisenden ein, der sich dem lähmenden Zauber der Landschaft hingibt. Er sucht nach dem Dichter, dem es gegeben war, diesen Zauber in Worte und Rhythmen zu bannen, und er findet ihn in dem Italiener Alfredo Baccelli,



Am Rande der Pontinischen Sümpfe.
Nach einem Gemälde von Enrique Serra.

dessen hinreißende Verse von Hans Barth in meisterhafter Weise ins Deutsche übertragen worden sind.

„Einsam und tot — kein Laut dringt an das Ohr —
Dehnt unermeßlich die Campagna sich
Bis zu den Wasserblumen dort am Moor.
Vom Wettersturme stehn dort halbgefällt
Drei weiße, schlanke Tempelsäulen noch,
Die Marmorzeugen der vergangnen Welt.
Die Sonne brennt, die Luft ist schwül und dumpf,
Und bleiern liegt es auf Gefild und Sumpf.
Fern aber, an des schlamm'gen Flusses Ufer,
Der sich dahinzieht wie ein breites Band,
Ruht auf der Erde, der versengten, heißen,
Ein blasser Hirt und wehrt mit schwacher Hand
Die Fliegenschwärme ab, die ihn umkreisen."

Dies Gedicht, insbesondere die letzten Zeilen, erinnert an ein anderes deutsches von Storm, das die stillen Reize der norddeutschen Heidelandschaft schildert:

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagsonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn, der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;

Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.

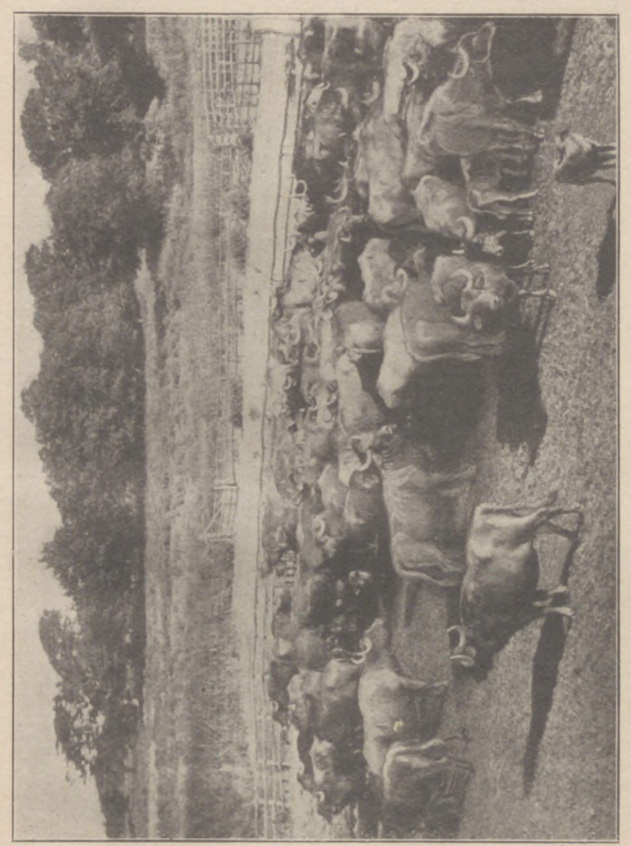


Landarbeiter mit Frau und Kindern vor seiner Hütte im pontinischen Sumpfgebiet.

— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit."

Auch hier ist von einem Hirten die Rede, auch ihn umschwärmen Insekten, aber es sind keine giftigen Fliegen, es sind seine Bienen, die er sorglich hegt und pflegt. Auch ihn überkommt schläfrige Stimmung, auch er träumt, aber nicht von wüstem Fieberspuk, sondern hübsch vernünftig von seinen „Honigernten".

Überraschende Ähnlichkeit und schreiender Gegensatz zugleich. Dort stille, versonnene Zufriedenheit, hier das



Büffelherde in der pontinischen Ebene.

Gefühl, leiden zu müssen für das, was das Vaterland seit Jahrhunderten an planmäßiger Fürsorge fürs Volk fehlen ließ, für Trägheit und Verantwortungslosigkeit.

Wird Italien aus sich selber heraus imstande sein, das Fieber zu bannen und dem Sumpflande durch energische Entwässerungsarbeiten seine alte Fruchtbarkeit und Kultur wiederzugeben? Wer sich über gewisse, unausrottbare Mängel aller italienischen Politik, sei sie nun fascistisch oder nicht, keinen Illusionen mehr hingibt, der wird die Aussichten auf Erfolg nicht gerade allzu groß finden.

Aus den Erträgnissen der eigenen Volkswirtschaft die Summen aufzubringen, die nötig sind, dürfte kaum möglich sein. Darum richtet Italien seine Blicke auch schon über den Ozean, um in Neuyork die Mittel für kulturelle Zwecke, zu denen neben anderen auch die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe gehört, leihweise aufzutreiben. Aber man ist im Dollarlande Italien gegenüber immer recht schwerhörig gewesen, und der Anleihe suchenden Staaten sind ja auch so viele.

Einmal, kurz vor dem Kriege, bot sich Italien eine rettende Hand dar, und zwar von Deutschland aus. Die Darmstädter Bank wollte das Sanierungswerk übernehmen. Der Krieg machte einen Strich durch die Rechnung. Heute ist Deutschland selbst so verarmt, hat so viele finanzielle Verpflichtungen zu erfüllen, daß es nicht daran denken kann, in anderen Ländern die wirtschaftliche Kultur durch Hergabe von Kapitalien zu heben, am wenigsten in einem Lande, auf dessen freundschaftliche Gesinnung so wenig zu bauen ist wie auf die Italiens. So wird voraussichtlich dies Stück Wildnis zwischen Rom und Neapel noch längere Zeit bestehen bleiben. Es mag gewissermaßen als eine Art unfreiwilligen Naturparks, wie ihn die Amerikaner in ihrem Yellowstonepark besitzen, betrachtet werden.

Dem Besucher Süditaliens, der — in vorsichtiger Weise natürlich — die schwermütigen Reize der Sumpfland-

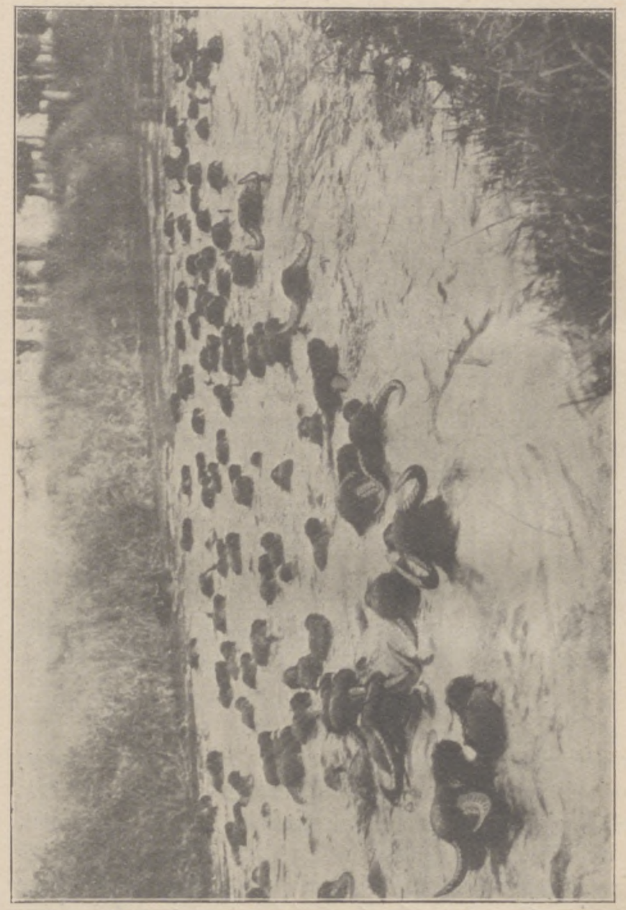
schaft zu genießen beabsichtigt, kann wohl dazu geraten werden, auf die verhältnismäßig uninteressante Bahnstrecke über Monte Cassino, auf der die Schnellzüge zwischen Rom und Neapel verkehren, zu verzichten und langsam — unter Vermeidung des Übernachtens im Sumpfgebiet — und streckenweise unter Benutzung der Nebenbahn nach Terracina von Rom aus die alte Via



Ein Büffelhirte im pontinischen Sumpfgebiet.

Appia entlangzuwandern, um von dort aus über Gaeta, dem Meer entlang, der „bella Napoli" sich zu nähern, wozu eine andere Nebenbahnlinie die Möglichkeit bietet.

Einstweilen bleibt es wohl in den Pontinischen Sümpfen noch beim alten. Nebel brüten und ziehen über weite Gebiete. Der Not gehorchend, leben dort arme Menschen in den Sümpfen. „Da hausen die Ärmsten in elenden Hütten am Rande oder innerhalb des Sumpflandes. Die Hütten in den Sümpfen stehen auf hohen Pfählen,



Eine Büffelherde wird durch einen der die Pontinischen Sümpfe durchziehenden Kanäle getrieben, um das Wasser von Sumpfpflanzen zu säubern.

weil, wie man glaubt, die Fieberluft nicht in die Höhe steige. Aber trotz ihrer durch Leitern mit dem Erdreich verbundenen luftigen Wohnung leiden die Leute an

Malaria, gehen sie fast alle einem frühen Tode entgegen. Das Elend der Leute, der zarten Kinder mit ihren ausgemergelten, gelben Gesichtchen ist himmelschreiend, aber kein Hahn kräht nach ihnen, höchstens daß Stadt oder Staat ihnen gelegentlich etwas Chinin verabreichen. Im übrigen mag die misera plebs den Weg gehen, den alle Sumpfbewohner vor ihr im blühendsten Lebens-



Der „Torre Caetani", wo das Wasser aus den Pontinischen Sümpfen ins Meer fließt.

alter gegangen sind ... Aber nicht bloß im und dicht um das riesige Todesgebiet herrscht das Fieber, auch in dem reizenden Terracina rafft es jährlich viele dahin, es kriecht hinauf bis zur Felsgrotte der Circe, umlauert alle Kastelle und Städtchen, die in weitem Umkreis die Pontinischen Sümpfe umgeben: Sermoneta, Sezze, Norma, Piperno und Sonnino. In Sermoneta, das im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch achttausend Einwohner besaß, zählte man um 1890 kaum mehr als tausend." Gewiß, die „Poesie" der Pontinischen Sümpfe mag ihre Reize haben. Aber es leben elende Menschen dort. Und es ist

eines modernen Kulturstaates unwürdig, wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt ein alles verpestendes, tötendes Fiebergebiet zu dulden, das heute als kümmerliche Weidetrift kaum Tausende bringt, während es bei richtiger Bebauung bedeutende Erträgnisse geben müßte.

Aber vielleicht kommt es doch einmal dahin, daß sich im Lande des „heiligen Egoismus" der Traum Goethes erfüllt, der seinen Faust im Hinblick auf die vom Dichter gesehenen Pontinischen Sümpfe ausrufen läßt:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume, vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen."

Rösselsprung

	dei-	des			che	stun-	
wort		mun-			ein		schwe-
nem	je-	in	un-	de	re	man-	de
	be-		hüt'	schon		bis	
	rein-					dacht	
dach-	ge-	dietz	curt	be-	hat	sam	du
hard			wort	nug-			es
	tes	bracht			es	ge-	

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Die Alte Liebe

Novelle von Amandus Grohmann

Klaus war der einzige Sohn der Kapitänswitwe. Wenn er einmal vierzehn Jahre alt war, dann wollte auch er zur See gehen. Nein, er mußte das tun. Es war aber nicht so, daß ein Mensch ihm befahl, ein Müssen, gegen das man sich wehrt, das man bekämpft, sondern jenes heilige „Muß", das von Herzen kommt, dem man nicht entfliehen kann.

Wenn Klaus mit seinen Schularbeiten fertig war, dann ging's immer schnurstracks zur Alten Liebe. Träumend saß er auf dem altehrwürdigen Landungssteg, von dem aus so viele verzeihend denen nachwinken, denen das alte Vaterland zu klein, zu gering erscheint, und auf dem so manches Herz jenen entgegenzittert, die heimkehren, wenn auch oft mit schwerem Gold, aber doch müden Sinnes. Und seine Augen irrten stundenlang sehnsuchtsvoll in die unendliche Ferne, aus der das Rauschen des Meeres drang.

Immer wieder mußte er an den Vater denken, der da draußen irgendwo Ruhe gefunden. Dann fuhr ihm wieder die harte schwielige Hand seines Vaters — so weich und mild — über den Scheitel, und Vaters wissende Seemannsaugen sahen ihm gerade ins Gesicht, und er glaubte den Vater sagen zu hören: „Ja, mein Junge, die Welt — die ist so schön!"

Dann ging er heim und sagte zur Mutter, wie gut Vater zu ihm gewesen sei. Und wenn sie gar so schwer seufzte, dann sagte Klaus: „Mutter, Vater wird wiederkommen. Er will mir doch die schöne Welt zeigen."

Die Seemannswitwe ging dann in die Küche hinaus, denn dort durfte sie weinen. Dort sah niemand die

Tränen der Frau, die immer nur Liebe geben wollte denen, die in ihrem Herzen wohnten und die doch immer wieder hinauszogen, von ihrem warmen Herzen weg — hinaus in die kalte, schöne, wilde See.

Mit Bangen sah sie dem Tag entgegen, wo auch ihr Klaus an Bord gehen würde, freudigstolzen Auges. Und die Freudenstrahlen aus des Jungen Augen würden sie ins Herz treffen wie scharfe, harte Messer. Noch einige Monate gehörte er ihr. Dann dem Unendlichen — dem Tod da draußen.

Eines Nachmittags spielte Klaus mit den Jungen am Deich. Da trieb auf dem Wasser ein großer Mastbaum, immer näher brachten ihn die Wogen dem Ufer. Nun stürzten die Jungen hinunter. Den mußten sie haben! Jeder baute in seiner Phantasie ein kleines Schiff daraus.

Lachend umtollten sie den Mast, der schon halb ans Land getrieben war. Mit aller Kraft griffen die kleinen Hände zu. Doch nur wenn wieder eine Welle kam, bewegte er sich. Auf einmal hörte man einen klagenden Schrei. Der Mastbaum hatte Klaus niedergeschlagen. Wie Kinder sind, rannten sie alle davon. Keiner wagte es, etwas von dem Unglücksfall zu erzählen. Endlich fand man den armen Klaus mit einem zerquetschten Bein und brachte ihn ins Krankenhaus.

Die Mutter kam und strich ihm übers Haar, und ihr zitterndes Herz gelobte dem Jungen das Leben schön zu machen, denn jetzt war er ihr ja geschenkt.

Nach einigen Tagen kam das Furchtbare. Der Junge war zu lange unter dem Mastbaum gelegen. Die Quetschung war entzündet, und nun mußte das Bein abgenommen werden.

Nach langen Monaten wurde er aus dem Krankenhaus entlassen und bekam einen Stelzfuß. Nun mußte

die Mutter mit der kleinen Witwenrente für zwei sorgen. Aber wenn beide ein klein wenig verzichteten, dann langte es immer auch für zwei.

Klaus blieb immer daheim. Und als die Mutter zur ewigen Ruhe gehen wollte, da pflegte er sie wie ein Kind, kochte und wusch und vergaß darüber seinen eigenen Schmerz.

Nach einigen Jahren lebte er allein in dem kleinen Häuschen. Jetzt war's still um ihn und in ihm. Er ging kaum aus der Tür. Da taten sich ein paar mitleidige Bürger zusammen und brachten ihm eines Tages eine Drehorgel. Eine Drehorgel, die noch alle Töne hatte, auf der man zehn Stücke spielen konnte. Sie sagten zu Klaus, jetzt seien viele Badegäste in Cuxhaven, er solle dort mit der Orgel aufspielen auf der Alten Liebe, wo all die Leute hinkämen. Dann gingen sie wieder.

Klaus betastete nach einer Weile den schwarzen Kasten und drehte die Kurbel, da ertönte ein altes Lied. Es wurde ihm ganz warm ums Herz. Nein, nein, jetzt war er nicht mehr allein.

Am nächsten Morgen ging er hinunter zur Alten Liebe mit seiner Drehorgel und spielte. War's auch nicht viel, was ihm die Leute in den Hut warfen, er war doch zufrieden. Als er heimkam, da streichelte er den schwarzen Kasten, der nun für ihn sorgen sollte.

So saß er Tag für Tag am Pier und sah die vielen Schiffe kommen und gehen. Mit der Zeit hatte er alle Flaggen kennengelernt. Lange sah er jedem Schiff nach, das da vorbeikam. Und jedes sagte ihm etwas von fernen Landen, in denen es so schön war, denn sein Vater hatte ihm ja erzählt, die Welt, die wäre so schön.

Wenn Klaus abends heimging, dann dachte er immer an das schönste Schiff, das an dem Tag vorbeigekommen

war, und auf dem fuhr er nun mit. Er holte den alten Atlas seines Vaters hervor und dann flogen seine Gedanken an ferne Küsten, wo gute Menschen wohnten. Und große Städte sah er, wo alle Menschen ihm freundlich begegneten. Keiner enttäuschte ihn, denn sie waren ja alle Kinder seines guten Herzens. Oh, er war glücklich, auf dieser Welt zu leben. Es war ja seine Welt.

So hatte er fast die ganze Welt durchreist in langen Jahren, die er dort die Orgel drehte. Und spielte er das Lied „Mein Herz, das ist ein Bienenhaus", dann lächelte er stillvergnügt, ein wenig verschmitzt vor sich hin. Ja, ja, in seinem Herzen war für eine Schöne aus jedem Land Platz gewesen, und alle, alle waren sie so gut zu ihm gewesen, keine hatte ihn enttäuscht. Er kannte ja keine, und ihn mit dem Stelzfuß beachtete ja keine.

Wenn aber allzu schlechtes Wetter war und er nicht zur Alten Liebe hinuntergehen konnte, dann kamen kleine Kinder zu ihm und hörten ihm andächtig zu, wenn er von seinen weiten Reisen erzählte. Und die Kinder fühlten sich glücklich bei ihm. Sie glaubten ihm, daß die Welt so schön sei, denn auch sie kannten sie nicht.

Manches graue Härchen zeigte sich nun schon. An langen Winterabenden saß er daheim, zimmerte und schnitzte. Er hatte sich ein schönes Segelschiffsmodell gebaut. Alles war richtig daran bis ins Kleinste. Aber immer wieder fand er, daß doch noch dies oder jenes fehlte. Da fehlte noch eine kleine Treppe, dort mußte noch eine Winde aufgestellt, hier ein paar Taljenblöcke aufgehängt werden.

Am längsten aber arbeitete er an dem kleinen Gallionwappen. Zuerst hatte er eine Gallionfigur geschnitzt, eine Meerjungfrau. Das verursachte viele Mühe, denn er wollte, sie solle so schön werden wie seine Gesine.

Seine Gesine? Ja, ja, für ihn war sie seine Gesine. Sie strickte ihm öfter warme Strümpfe, und jedes Jahr im Herbst bekam er von ihr ein paar dicke wollene Handschuhe. Sie war schon lange verheiratet und hatte kleine Kinder. Die verstand ihn und seine Sehnsucht. Ihr Mann fuhr zur See. Eines Abends aber, als er mit seinem Leierkasten heimging von der Alten Liebe, es dunkelte stark, kam er an einer schwach beleuchteten Diele vorbei, und da sah er — drei Tage nachdem ihr Mann fortgefahren war — Gesine im Arm eines anderen.

Er ging heim, riß die Meerjungfrau von seinem Segelschiff herunter, denn daß sie ihrem Manne untreu war, empfand er als Verrat an seinem Glauben an sie.

Nun gähnte ihn immer am Bug des Schiffes, wo er die Gallionfigur heruntergerissen hatte, das schwarze Loch an. Nach langer Zeit fiel ihm endlich ein, wie er sein Schiff nun nennen wollte. Und er schnitzte fein zierlich ein anderes Gallionwappen. In dem sah man in der Mitte ein Herz, und darüber gekreuzt waren ein Anker und ein Kreuz. Lange arbeitete er an dem Wappen. Auch der Anker ließ sich so schwer schnitzen. Er brach immer wieder entzwei. So wie einst seine Hoffnung. Und das Herz wollte ihm nie recht schön und ebenmäßig geraten. Es sah immer so aus, als sei es zusammengekrampft vor Schmerz. Nur das Kreuz, das gelang ihm gut, weil der Glaube in ihm lebte. So taufte er sein Schiff „Glaube". Der Glaube an die Güte der Menschen hatte ihm ja die Welt zum Paradies gemacht.

Wieder verflossen Jahre. Und allmählich ging's immer schlechter mit dem Humpeln. Gestern war er kaum heimgekommen. Da blieb er einige Tage zu Hause. Er fühlte, daß er nun wohl bald zur „großen Fahrt" bereit sein müsse, die auch Leute mit Stelzfüßen mitmachen dürfen.

Einmal aber wollte er doch noch hinunter zur Alten Liebe. Als er sich dann eines Tages besser fühlte, da nahm er sein Segelschiff und stapfte damit zum Hafen. Als er bei einer Wirtschaft vorbeikam, fragte ihn der Wirt: „Na, Klaus, willst dein Segelschiff verkaufen?" Klaus erschrak bei dieser Frage und sagte: „Nein, nein! So viel Geld hast du nicht!"

Schneller schlug sein harter Stelzfuß auf die Steine. Der Wirt blickte ihm nach und brummte vor sich hin: „Guck mal, wie der Klaus laufen kann."

Immer schärfer blies der Wind um die Ecken. Auf der Alten Liebe war weit und breit kein Mensch zu sehen. „Gut Wind! Gut Wind!" sagte Klaus freudig und ließ sein Segelschiff ins Wasser gleiten. Einen Augenblick blieb es auf der Stelle stehen, drehte sich ein wenig, da fuhr der Wind in die kleinen Segel, die blähten sich auf und flatterten im Wind. Ei, ei, wie sein „Glaube" ins weite Meer hinauseilte!

Eine kleine Träne stahl sich aus seinem Auge. Die erste Freudenträne seines Lebens.

Als das Schifflein seinen Augen entschwunden war, da ging er glücklich heim. Er war das letztemal bei der Alten Liebe gewesen.

Und als ihm Gott nach einigen Tagen den gütigen Boten schickte, den die Menschen alle so fürchten, da lag Klaus daheim mit verklärtem Lächeln auf dem Gesicht. Er hatte von der Alten Liebe aus die „große Fahrt" in den Himmel angetreten, wo es sicher ebenso schön wie auf der Erde sein wird.

Bodenforschung durch Elektrizität

Von Günter Doberzinsky

Bisher waren zum Auffinden von Kohlenlagerstätten, Erz- und Mineralvorkommen langwierige Schürfarbeiten und Bohrungen unerläßlich, die oft genug ergebnislos verliefen und viel Zeit und Geld verschlangen. Nun ist es gelungen, die Elektrizität in der neuzeitlichen Technik auch diesem Gebiete nutzbar zu machen. Das Verfahren, das man „Elbof": **El**ektrische **Bo**denforschung genannt hat, ist auf Grund fünfjähriger praktischer Erfahrungen zu staunenswerter Vollkommenheit durchgebildet worden. Der Gedanke, der der elektrischen Bodenforschung zugrunde liegt, läßt sich mit wenigen Worten darlegen. Durch besonders zu diesem Zweck konstruierte Apparate, die an der Erdoberfläche aufgestellt werden, erzeugt man elektrische Wechselströme, die mittels Erdleitungen und Elektroden in den Boden gesendet werden. Dadurch entsteht in der Nähe dieser Stromquelle ein Stromlinienfeld, dessen Gestalt und Verlauf im großen Umkreis — bis zu zweitausend Meter und mehr — durch geeignete Empfangsgeräte festgestellt werden kann. Ist nun die elektrische Leitfähigkeit der Bodenschichten ziemlich gleich, so daß sich dem Stromdurchgang keine verschiedenartigen Widerstände entgegenstellen, so werden sich die Ströme in einem dem Ingenieur der Form nach genau bekannten Stromlinienfeld ausbilden. Unter Stromlinien versteht man die Kraftlinien innerhalb eines elektrischen Feldes.

Nun ist aber die elektrische Leitfähigkeit der Bodenschichten keinesfalls gleichmäßig, da der Boden aus den verschiedenartigsten Gesteinen, Erzen und so weiter zusammengesetzt ist. Granit, Gneis, Kalk, Grauwacke,

Schiefer und Ton haben mittlere Leitfähigkeit. Gering ist der Widerstand der meisten Erze mit Metallglanz: Blei, Kupfer, Zinn, Antimon, Arsenkies, Schwefelkies und dergleichen, sowie auch der von Graphit, Anthrazit und kohlensäurearmer Steinkohle. Diese Stoffe haben eine hohe Leitfähigkeit.

Der Verlauf der Stromlinien wird nun durch die Leitfähigkeit der einzelnen Bodenschichten wesentlich beeinflußt, und zwar derart, daß gutleitende Schichten mit geringem Widerstand die elektrischen Ströme an sich ziehen. Die Ströme fließen in jenen Schichten, die den geringsten elektrischen Widerstand aufweisen. Daher findet dort, wo solche Schichten vorhanden sind, eine Verdichtung der Strombahnen statt, wogegen schlechtleitende Gesteinschichten von den Strömen möglichst vermieden werden und in ihnen das Stromlinienfeld weniger dicht erscheint.

Diese Unregelmäßigkeit, das Abweichen von der normalen Stromlage, ist es, was den Ingenieur-Geologen Schlüsse auf den Verlauf der Gesteinschichten und ihre Beschaffenheit ziehen läßt. Durch geeignete Empfangsapparate wird der Stromverlauf, die Richtung von einzelnen Strombahnen, aufgenommen und damit jede Unregelmäßigkeit festgestellt. Diese Aufnahmen werden genau in Karten eingetragen. Dem Empfangsgerät ist ein besonderes Instrument angegliedert, das nicht nur die Aufnahme dicht unter der Erdoberfläche verlaufender Ströme ermöglicht, sondern auch den Verlauf der tiefer in die Erde dringenden anzeigt. Aus der Verzerrung der Stromlinien, also aus ihrem abweichenden Verlauf gegenüber dem Normalbild, kann bei der Auswertung der ganzen Aufnahmen auf das Vorhandensein der Lagerstätten und ihrer Einzelheiten geschlossen werden.

Das elektrische Bodenforschungsverfahren eignet sich zur Klärung bergbaulicher Verhältnisse von Gebieten, die geologisch und bergmännisch noch nicht oder nur unvollkommen aufgeschlossen sind. Auch Erzlagerstätten und Kohlenlager lassen sich dadurch aufdecken. Man kann die Fortsetzungen von bekannten Gängen und Flözen in noch unbekannte Gebiete feststellen, desgleichen auch größere Verwerfer, Störungen und so weiter. Das Verfahren ergibt mit größter Genauigkeit die Grenzlinien von Lagerstätten, die Lage der Erzkörper im Ganggebirge, das Einfallen und Streichen dieser Schichten, das Vorhandensein von Störungen in der Ablagerung sowie annähernd auch Tiefe und Bauwürdigkeit des gesuchten Materials.

Der Wert des Verfahrens ist bedeutend. Man kann Geld für unnötige Aufschlüsse und Hoffnungsbauten sparen, da ja auf Grund der elektrischen Untersuchung Klarheit darüber geschaffen werden kann, ob und wo sich überhaupt abbauwürdiges Material findet. Man erhält Aufschluß über neue Erzadern und Kohlenmulden, kann den Bergreichtum an Bodenschätzen bestimmen und erhält Anhaltspunkte für den Ansatz von Schürfungen, Bohrungen, abzuteufenden Schächten, Stollenanlagen und dergleichen.

Deutscher Forscher- und Erfindergeist hat sich mit der Ausbildung dieses Verfahrens zur elektrischen Bodenforschung große Verdienste um die Entwicklung des Bergbaues erworben. In Deutschland, Österreich, Ungarn, Spanien, Nordamerika und auch auf Java durchgeführte praktische Untersuchungen haben den Wert der Methode erwiesen.

Mannigfaltiges

Nordamerikanische Hotels

Die Milliardäre der Vereinigten Staaten von Nordamerika sehen seit etwa fünfundzwanzig Jahren die Errichtung großer Hotels als solide und sich gut verzinsende Kapitalsanlage an. Die Riesenhotels der Großstädte sind fast sämtlich in den Händen der Astors, Vanderbilts und Goulds. Alfred G. Vanderbilt ließ in Neuyork ein Hotel bauen, das ein ganzes Häusergeviert an der Vierten Avenue zwischen der Dreiunddreißigsten und Vierunddreißigsten Straße bedeckt und zwanzig Stockwerke hoch ist. Daß sich das dafür aufgewendete Kapital gut verzinst, zeigen die Bedingungen, die Vanderbilt dem Pächter stellte: fünfzigtausend Dollar Jahresmiete für Grund und Boden und außerdem sieben vom Hundert vom Bankkapital, das etwa zweieinhalb Millionen betrug. Diese Hotels werden an Fachleute von Ruf vermietet, die für die innere Ausstattung, Möbel, Geschirr und überhaupt für alles außer dem Gebäude und den dazugehörigen Anlagen sorgen, wie Heiz-, Kühl- und elektrische Lichtvorrichtungen und Lifts. Das Hotel Mac Alpin enthält achtundzwanzig Stockwerke über und drei Stockwerke unter der Erde und bietet in fünfzehnhundert Wohnungen für zweitausendfünfhundert Fremde Platz, außerdem gibt es eintausendeinhundert Badezimmer. Im Frühstückssaal ist Raum für tausend, im Speisesaal für achthundert Personen und in dem im sechsundzwanzigsten Stock liegenden Galafestsaal können sich zwölfhundert Personen bewegen. Im ganzen sechsten Stockwerk befinden sich Zimmer für alleinreisende Damen. Das zweiundzwanzigste dagegen ist für alleinreisende Herren eingerichtet. Oben auf dem Dach des Wolkenkratzers sind Gärten angelegt. Die Kosten für die Ausstattung des Hotels sind gewaltig. Die Schlafzimmereinrichtungen des St.-Regis-Hotels haben allein fünfhundertfünfzigtausend Dollar gekostet. Das Mobiliar des neuen Plaza-Hotels verschlang hunderttausend Dollar. Für die Kücheneinrichtung wurden dort zweihunderttausend Dollar ausgegeben. Die Spiegel kosteten allein fünfundfünfzigtausend Dollar. Hat

der Hotelier die ersten Anschaffungskosten überwunden, wird er, wenn er ein guter Fachmann ist, sein Hotel hochelegant erhalten und trotzdem sparsam wirtschaften können. Alle großen Hotels haben jetzt entweder im Erdgeschoß oder in den Mansarden Werkstätten für Tischler, Tapezierer, Schlosser, Klempner und überhaupt für alle Handwerker, die zur Instandhaltung und Auffrischung von Dekorationen und Mobiliar gebraucht werden. Die Leinwand für ein solches Hotel wird in Riesenquantitäten im Stück gekauft und im Hotel zu Tischtüchern, Bettüchern und für die anderen Zwecke, denen sie dienen soll, hergerichtet. Im Leinwandzimmer sind Frauen, die Spitzengardinen, Teppiche und Wandtapisserien reparieren. Jedes Hotel hat seine Druckerei, welche Speisekarten, Konzertprogramme und andere notwendig werdende Drucksachen liefert. Ein halbes Dutzend Männer sind damit beschäftigt, die Bestecke immer wieder neu zu versilbern; in einem stillen Stübchen arbeitet ein Glasschleifer, der den Rand feiner Weingläser, von denen ein kleines Teilchen abgesprungen ist, neu schleift.

Der Hotelier muß sparsam wirtschaften, denn abgesehen von der Miete und der Verzinsung des in die Ausstattung gesteckten Kapitals sind auch die laufenden Unkosten ungeheuer. Ein Neuyorker Hotel, das nur siebenhundert Zimmer hat, zahlt jede Woche siebzehntausend Dollar für Löhne aus. Das Astoria-Hotel, das zweitausendfünfhundert Schlafzimmer hat, muß täglich zweitausend Dollar für Nahrungsmittel aufwenden. Ein großes Hotel gebraucht jahraus, jahrein fünfzig bis hundert Tonnen Kohlen an einem Tage, denn es kostet gerade so viel Geld, das Hotel im Sommer kühl zu erhalten, wie die Heizung im Winter verlangt. Für Tafelmusik zahlt ein großes Hotel jährlich siebzigtausend Dollar und für neues Porzellan vierzigtausend. Diese Hotels haben aber auch Einkünfte, die den riesigen Aufwendungen entsprechen. Die Hoteliers verlassen sich dabei nicht auf ihre Schlafgäste allein. In jedem Hotel finden sich fünfzig bis sechzig Räume zu Zwecken, die wenig oder gar nicht mit denen eines Gasthofes, wie man ihn in der guten alten Zeit fand, übereinstimmen. Da gibt es mit ausgesuchtem Geschmack aus-

gestattete Zimmerchen, wo Damen Bridge und Whist spielen; Säle und Zimmer zu größeren und kleineren gesellschaftlichen Veranstaltungen, bis zum Riesenballsaal hinauf, dessen Miete dreihundert Dollar für die Nacht beträgt. Dieser Saal kann in kurzer Zeit in ein kleines Theater umgewandelt werden. Jedes Hotel besitzt fünfzig bis sechzig Pianos, die auf Verlangen in Gesellschaftszimmer gestellt werden. Häufig spielen abends zwölf bis fünfzehn Musikkapellen im selben Hotel. Und doch ist ein Gast, der um neun Uhr schlafen gehen will, vor allem Geräusch geschützt. Kein Ton dringt aus einem Gesellschaftssaal in irgend einen anderen Raum des Hauses; Teppiche verhindern das Geräusch jedes Fußtrittes, alle Türen sind zum geräuschlosen Öffnen und Schließen eingerichtet — kurz in einem Gebäude, in dem allabendlich Tausende von Menschen bis tief in die Nacht hinein essen, trinken und lustig sind, kann man in seinem Zimmer so ruhig schlafen wie in dem entlegensten Dörfchen. Man fühlt sich weit entfernt vom Hasten und Drängen, von Geräusch und Lärm der Weltstadt. Ist es da ein Wunder, daß die großen Hotels häufig mit ständigen Gästen so gefüllt sind, daß der müde Reisende, der nur kurze Zeit weilen will, vielfach bedauernd zu hören bekommt: „Alles besetzt!"

In der Hotelindustrie der Welt steht Amerika an der Spitze. Staunend erfährt man, daß dieser Betriebszweig die vierte Stelle unter den Gewerben des industriegewaltigen Landes einnimmt. In den etwa achttausend Hotels sind nicht weniger als zweieinhalb Milliarden Dollar, in Restaurants und anderen Gaststätten weitere anderthalb Milliarden Dollar, zusammen also vier Milliarden Dollar angelegt. Der Jahresumsatz wird auf etwa zwei Drittel dieser Summe gerechnet.

Die Annehmlichkeiten des Hotelkomforts sind in der heutigen Zeit der kostspieligen Haushaltung, der teuren Dienstboten dort so groß, daß nicht weniger als zweiundzwanzig vom Hundert der Bevölkerung in Hotels oder Restaurants jahraus, jahrein Unterkunft oder Beköstigung suchen. Unter diesen Hotels finden sich nicht allein in Neuyork, sondern über das ganze Land verstreut zahlreiche vielstöckige Bauten. Sie sind von besonderen

Firmen für Hotelausrüstung und Hotelmöblierung vom Keller bis zum Dachgarten mit allem modernen Luxus, worunter die Apparatur für drahtlose Konzerte nicht mehr fehlt, auf das allerfeinste eingerichtet. Die modernen Hotels gedeihen, da sie infolge des maschinellen, personalsparenden Betriebes, auf den alles in ihnen eingestellt ist, nicht teurer als die weniger reichhaltigen zurückgebliebenen Häuser sind. Eine Eigentümlichkeit sind die „Apartmentshotels" für längeren Aufenthalt. Die kleinen Sonderwohnungen, die sie enthalten, sind elegant und mit höchster Raumausnutzung eingerichtet.

Großbetrieb, Schnelligkeit, Sauberkeit, sparsamste Genauigkeit, das sind die Leitsätze für den Geschäftsgang der großen Riesenhotels. Als oberster Gesichtspunkt gilt: Reinlichkeit ist die größte Bequemlichkeit. Da werden silberne Gabeln und Löffel täglich in einer automatischen Vorrichtung blankgescheuert, mit viel geringerer Metallabnutzung als durch die Reinigung mit der Hand. Der Kaffee wird in Zentrifugen filtriert, die das letzte Atom von Aroma erhalten, Gerbsäure, Harz und andere Schädlichkeiten aber entfernen und dabei, je nachdem man die Maschine einstellt, bis zu sechzig Tassen Kaffee vom Pfund liefern. Da gibt es Tellerwaschmaschinen, die bis zu zwölftausendfünfhundert Teller in der Stunde waschen, spülen und trocknen. Äußerlich ein elegantes, weißlackiertes Möbel, bergen sie im Innern eine Menge Röhren und Spritzvorrichtungen mit heißem und kaltem Wasser, elektrischen Pumpen und so weiter, die in wenigen Minuten das Reinigen ohne Kratzer und Bruch vollbringen. Neu ist eine kleine elektrische Maschine, die Fußböden und Teppiche nicht nur kehrt, sondern auch mit Wasser und Seife wäscht. Eigenartig ist die Pfannkuchenbackmaschine, die Pfannkuchen fix und fertig und sauber anrichtet, in der Zahl von fünfzehnhundert in der Stunde, also zwei Dutzend in der Minute, liefert.

Mit Dampf und Preßluft betriebene Maschinen plätten die Anzüge der Gäste. Sehr empfiehlt sich der mechanische Butterausteiler, der hygienisch und sparsam würfelzuckerartige Butterstückchen auf die Teller wirft. Dem Fortschritt in der Küche dienen

auch auf die Sekunde pünktliche selbsttätige Eierkocher, automatische Büchsenöffner und Kartoffelschälmaschinen, letztere besonders wichtig, nachdem im Weltkrieg festgestellt wurde, daß beim Handschälen fünfundzwanzig bis fünfunddreißig vom Hundert der Kartoffelernte verlorengehen.

Im Salon, im Schlafzimmer, in der Küche der Hotels, überall herrscht Spezialisierung. Aufs peinlichste ist man darauf bedacht, das Wirtschaftsinteresse des Betriebs durch vollkommenste Befriedigung der Bedürfnisse des Reisenden zu wahren. Der Gewinn des Geschäftes wächst durch sorgfältige Materialkontrolle, bessere Zeitausnutzung und Personalersparnis, der Gewinn des Gastes liegt in vollkommener Leistung, rascherer und sorgfältigerer Bedienung und erhöhtem Behagen.

C. Buzolt.

Wie man abgeschnittene Blumen lange frisch erhält

Da die Gärtner wegen des starken, unregelmäßigen Blumenverbrauchs mit blumenarmen Zeiten rechnen müssen, haben sie sich bemüht, die Blüten entweder auf der Pflanze oder in abgeschnittenem Zustande bis zu den nächsten Verbrauchstagen frisch zu erhalten. Händler müssen mehr darauf bedacht sein, die Blumen lange frisch zu erhalten, aber auch für Liebhaber von Schnittblumen im Haushalt ist es wertvoll, einige erprobte, einfache Mittel zum Zweck der Frischerhaltung von Blumen kennenzulernen.

Beim Abschneiden der Blumen muß die richtige Zeit gewählt werden, denn die während der heißen Tagesstunden geschnittenen halten sich nicht lange. Die größte Zahl der Blüten soll vor dem völligen Aufblühen und nie im vollen Sonnenschein, am besten frühmorgens geschnitten werden. Manche halten lange ohne jede Vorbereitung, andere aber sind recht empfindlich, ja, bei vielen muß die Schnittzeit sozusagen auf die Minute eingehalten werden. Die Rose muß schon des Morgens vor fünf Uhr in Knospen geschnitten werden, wenn sie sich halten soll. Die Knospen müssen sofort bis zum Kelch ins Wasser getaucht und

in einen dunklen, kühlen Raum gebracht werden. Alle bei kühlem Wetter geschnittenen Blumen halten sich bedeutend länger.

In Schnittblumengärtnereien und im Schnittblumenhandel befolgt man durch langjährige Erfahrung erprobte Verfahren. In Schnittblumengärtnereien bekommt jeder Gehilfe zum Schnitt der Blumen einen länglichen Korb, der am Boden und an den Seiten mit Tuch und Papier ausgepolstert ist; die ordentlich hineingelegten Blüten werden mit nassem Seidenpapier zugedeckt, rasch in einen dunklen Keller gebracht und dort bis zum Kelch ins Wasser getaucht. Erst nach zwei Stunden werden sie zum Versand herausgenommen. Die meisten unserer Frühlingsblumen, wie Maiglöckchen, Veilchen, Doronikum und andere, aber auch Chrysanthemen und Georginen welken bald, wenn sie nicht auf diese Weise behandelt werden. Damit das Wasser leichter aufgesaugt werden kann, sollen dünne Stengel schräg abgeschnitten und an den Enden etwas zerfasert werden. Je länger der Stengel ist und je tiefer er ins Wasser hineinragt, desto dauerhafter ist die Blüte. Bespritzen der Blüten ist zwecklos; Chrysanthemen und Georginen vertragen es überhaupt nicht; es empfiehlt sich, sie in Seidenpapier einzuwickeln, das dann durch Bespritzen befeuchtet wird.

Sollen Blumen sich recht lange halten, werden sie, bevor man sie in Vasen steckt, etwa zwei Minuten in warmes Wasser getaucht. Das Wasser in den Vasen muß jeden Tag erneuert werden. Enghalsige Vasen, die wenig Wasser fassen, sind nicht zu empfehlen, weil das Wasser darin bald warm wird und verdirbt. Blumen, die in Räumen mit warmer, trockener Luft oder gar in der Nähe vom Gaslicht stehen, müssen während der Nacht in kühlen Raum gebracht und bis zum Kelch in frisches Wasser getaucht, mit Seidenpapier bedeckt und betaut werden.

Welke Blumen kann man auffrischen, wenn sie in dreißig Grad Reaumur warmes Wasser gestellt und, nachdem es abgekühlt ist, in frisches kaltes gebracht werden. Nachher bewahrt man sie in einem dunklen, kühlen Raum auf. Vorher muß von den Stengeln etwa ein Zentimeter abgeschnitten werden. Durch Behandlung mit warmem Wasser gelingt es, auch späte Rosen=

knospen zum Aufblühen zu bringen. Welke Veilchen frischt man mit warmem Salzwasser auf. Will man nicht jeden Tag das Wasser wechseln, so genügt ein Zusatz von drei Gramm Kochsalz und einem Gramm Borax auf zehn Liter Wasser. Borax frischt die Farbe der Blumen auf. Oft empfohlene Zusätze, wie Borsäure, Seesalz, Salmiak, Kampfer, Holzkohle, Seifenwasser und verschiedene chemische Düngermischungen, die ohne Angabe der Zusammensetzung im Handel für die Frischerhaltung abgeschnittener Blumen angeboten werden, wirken nach wissenschaftlichen Untersuchungen nicht günstig. Als nützlich sollen sich hier, in der Reihenfolge ihrer Wirksamkeit aufgeführt, erweisen: Chloral, Rohrzucker, kohlensaures Kali, Kainit, phosphorsaures Ammoniak, Chlorkalk, Glyzerin und als fäulniswidriges Mittel Alkohol; die mineralischen Stoffe nimmt man in Verdünnungen von 1 zu 10 000, die organischen von 1 zu 10 Prozent. Das Beschneiden der Stiele unter Wasser und das Brennen der Schnittflächen werden wissenschaftlich gutgeheißen. Es wird auch angenommen, daß abgeschnittene Blumen ausreichend mit Nähr- und Reservestoffen ausgestattet sind, so daß sie ebenso lange leben können wie an der Pflanze, vorausgesetzt, daß ihnen das nötige Wasser zur Strafferhaltung der Gewebe nicht mangelt und daß man faulige Zersetzungen verhindert, die vor allem dadurch schädlich wirken, daß sie die zur Erhaltung der Pflanzen nötige Wasserzuleitung irgendwie verstopfen. A. Ebck.

Elektrischer Werkschutz vor Veruntreuung

Die Elektronenröhre, ohne die unsere gesamte Funktechnik nicht möglich wäre, hat in einem neuen Gebiet Anwendung gefunden. In Verbindung mit den aus dem Radiowesen bekannten Schwingungskreisen und Wirbelströmen dient die Elektronenröhre als Schutz gegen das unrechtmäßige Fortschleppen wertvoller Metalle durch Leute der Werksbelegschaft. Es ist bekannt, daß in Werken, in denen Metalle verarbeitet werden, strenge Überwachung auf unerlaubtes Mitnehmen irgendwelcher metallischer Rohstoffe oder verarbeiteter Teile nötig ist. Diese Kontrolle durch körperliche Untersuchung der das Werk Verlassen-

den vorzunehmen, ist praktisch kaum durchführbar; unmöglich könnte dies auf die ganze Belegschaft ausgedehnt werden. Willkürlich vorgenommene Proben bieten keine Sicherheit. Eine neue Kontrolleinrichtung nach dem System Dr. Geffckens und Dr. Richters macht sich eine Erscheinung zunutze, die den meisten Rundfunkfreunden unter der Bezeichnung „Handkapazität" bekannt ist. Bei diesem Vorgang wird ein Schwingungskreis des Empfangsapparates verstimmt, was durch die Hand des den Apparat Bedienenden geschieht. Diese beim Rundfunkempfang nicht angenehme Erscheinung ist bei dem neuen elektrischen Werkschutzapparat zum Prinzip erhoben worden. Die Grundlage dieses Apparates ist folgende: Zwei Schwingungskreise, von denen die Selbstinduktion des einen durch eine riesige, um den Rahmen einer Tür gewickelte Spule gebildet ist, werden in bekannter Weise durch veränderliche Kapazitäten (Drehkondensatoren) nahezu in Resonanz gebracht. Diese ungefähre Resonanz macht sich, nach Passieren einer Verstärkungskaskade, als Interferenzton von bestimmter Höhe in einem angeschalteten Kopfhörer bemerkbar. Wird nun irgend ein metallischer Körper in das Feld der Türrahmenspule gebracht, so entstehen in diesem Metall Wirbelströme, die eine Verschiebung der Resonanzlage bewirken: der vorher gleichmäßig hohe Ton im Hörer wird erheblich beeinflußt. Dieser Ton wird hörbar, wenn eine Person, die am Körper Metallstücke verborgen hat, den Torbogen durchschreitet. Wenn die Belegschaft beim Verlassen eines Werkes durch ein solches Tor gehen muß, so kann der Pförtner, der den Kopfhörer am Ohr hat, jede Person feststellen, die Metall fortschleppen will.

Der Apparat arbeitet so fein, daß er schon die Stanniolhülle eines Schokoladetäfelchens anzeigt. Er kann aber auch so eingestellt werden, daß kleinere Metallmassen, beispielsweise eine Taschenuhr und ein Taschenmesser, ihn nicht zum Ansprechen bringen.

Günter Doberzinsky.

Wölfe in den Alpen

Die einzigen großen Raubtiere, die in Europa noch leben, der Wolf und der Bär, sind auch in den Gegenden, wo sie früher

häufig vorkamen, selten geworden. In Mittel- und Westeuropa trifft man sie nur noch in Gebirgsgegenden, den Alpen, Pyrenäen, Apenninen und in einzelnen unwirtlichen Gegenden des inneren Frankreichs.

Man kann es sich kaum mehr vorstellen, daß noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Schweiz und im südlichen Elsaß Wölfe eine wahre Landplage waren, die sich in harten Wintern bis vor die Tore der Städte Basel, Zürich und Solothurn wagten. Bei dem heute als größtem schweizerischem Eisenbahnknotenpunkt bekannten solothurnischen Orte Olten wurde im Jahre 1808 der letzte Wolf geschossen. Länger hielten sich die Wölfe im Waadtlande, verschwanden aber um die Mitte des Jahrhunderts aus der dichtbevölkerten Schweizer Hochebene und zogen sich in den Jura und in die Alpen zurück. Die letzten Schlupfwinkel dieser Raubtiere sind einige ganz abgelegene, wilde und öde Seitentäler im Kanton Tessin und Graubünden. Doch gibt es heute noch im wohlkultivierten Hügelland der Schweiz, kaum anderthalb Eisenbahnstunden von Basel entfernt, wo in strengen Wintern gelegentlich ein Wolf geschossen wird; es ist die weit ins französische Gebiet hineinragende Landschaft Elsgau. Aus den Ardennen und vom Westabhang der Vogesen wechseln Wölfe über die Burgundische Pforte in die Schweiz hinüber.

Vor hundert Jahren wirkte in der Schweiz die Wahrnehmung einer Wolfsspur als Signal zum Aufbruch ganzer Gemeinden. Man bediente sich großer Netze, sogenannter Wolfsgarne, zum Fang. Auf dem Rathaus zu Davos ist solch ein Netz noch zu sehen.

Im waadtländischen Jura, bei Vallerbe, bestand noch um 1850 eine eigentümliche Organisation der Wolfsjagd. Nur eine bestimmte Jagdgesellschaft, die eigene Satzungen und Gerichtsbarkeit hatte, besaß das Recht, Wölfe zu töten. Die Jäger wurden in zwei Rotten geteilt. Die eine, mit Flinten bewaffnet, stand still auf dem Anstand, während die nur mit Knütteln bewaffneten Treiber ihnen das Wild lärmend zujagten. War der Wolf erlegt und der Balg verkauft, dann wurde das dafür erlöste Geld in der Dorfschenke gemeinsam vertrunken. Wer seine Pflicht bei

der Jagd nicht erfüllt hatte, vor dem Wolf ausgerissen war, erhielt seine Strafe. Er mußte, während die anderen sich am Wein labten, auf Befehl Wasser in beliebigen Mengen trinken. Auch wurde er mit einer Strohkette schimpflich an den Tisch gebunden.

Mitglied der Gerichtsbarkeit, die diese Urteile fällte, konnte nur werden, wer drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hatte.

In früheren Zeiten fing man in der Schweiz die Wölfe auch in Gruben, und der alte Geßner, der uns so viele Tiergeschichten überlieferte, erzählte einmal, ein Schweizer Jäger habe einst in einer Wolfsgrube einen dreifachen Fang auf einmal gemacht: einen Wolf, einen Fuchs — und ein altes Weib, von denen jedes aus Furcht vor dem andern sich die ganze Nacht nicht gerührt habe.

In der Nähe des Ortes Biasca am Tessin fand im Jahre 1773 eine höchst merkwürdige Wolfsjagd statt. Ein Jäger fand im Schnee eine blutige Spur, die auf ein großes Raubtier schließen ließ und bis zu dem sehr engen Eingang einer Höhle führte. Er kroch mit zwei Seilen ausgerüstet hinein und sah bald die hintere Körperhälfte eines Wolfes vor sich, der sich nicht umdrehen konnte. Er band ihm die Hinterbeine zusammen und schleifte ihn rückwärts zur Höhle hinaus. Dort schlang er rasch das Seil um den Ast einer Tanne und zog den Wolf hinauf. Dieser warf wütend den Kopf zurück und zerbiß den Strick. Doch ehe er sich ganz befreit hatte, wurde er mit Knüppeln totgeschlagen.

Heute sind die Wölfe in der Schweiz keine Gefahr mehr, doch bestand bei den Sennen der Seitentäler der Rhone vor noch gar nicht langer Zeit die Sitte, bei den nächtlichen Rundgängen auf der Weide an einem Pfosten ein erkennbares Zeichen zu machen, das besagen sollte, es bestehe keine Gefahr des Überfalls der Herde durch Wölfe. Ganz so sicher scheint man sich also doch nicht gefühlt zu haben, denn sonst wäre eine Vorsicht überflüssig.

A. Zollik.

Nur nicht abschrecken lassen!

Albums, in die man sich gegenseitig Gedichte und Leitsprüche einschreibt, sind nicht mehr Mode. In früheren Jahrhunderten,

seit der Renaissance war das anders. Reiste man in fremden Ländern, so besuchte man gerne alle bedeutenden und berühmten Leute, sprach ihnen seine Ehrerbietung aus und bat um einige Zeilen in das Stammbuch. Es gab Leute, die das Sammeln solcher Einträge zum Lebenszweck erhoben und alle Größen dauernd heimsuchten, um später damit glänzen zu können, alle Berühmtheiten gesehen und gesprochen zu haben und handschriftliche Zeugnisse von ihnen zu besitzen.

Im achtzehnten Jahrhundert suchte einer dieser Ehrgeizigen einen Philosophen auf, der durch seinen Diener sagen ließ, er sei nicht zu Hause.

Der Zudringliche antwortete dem Diener: „Ich hörte den Herrn ja eben sprechen. Meldet mich also nochmals."

Der Diener berichtete dies seinem Herrn, der ärgerlich rief: „Sage, ich sei krank."

Der Fremde blieb beharrlich: „Ich bin Arzt, und es wird mir eine Ehre sein, dem großen Denker helfen zu dürfen."

Der in die Enge getriebene Philosoph rief: „Zum Henker, sage, ich sei gestorben."

Hartnäckig sagte der Reisende: „Gut. Ich will warten, bis man die Leiche aus dem Haus trägt, und den großen Mann zum Grab begleiten."

Da riß dem Bedrängten die Geduld. Er schrie: „Laß den Starrkopf herein!"

Als der Fremde unter der Tür stand, fragte ihn der Philosoph voll kaum verhehlter Verdrießlichkeit: „Sie halten mich wohl für ein exotisches Tier, das man gesehen haben muß, wie die Bestien im Zoologischen Garten? Es kostet einen Taler, mich zu sehen."

Ruhig erwiderte der Fremde: „Hier sind zwei Taler. Ich bezahle voraus und komme morgen noch einmal. Zugleich bitte ich mir über das Eintrittsgeld in meinem ehrerbietigst überreichten Stammbuch gütigst quittieren zu wollen."

Vor so viel weltsicherer Schlagfertigkeit verlor der große Mann seine Sicherheit, unterhielt sich längere Zeit mit seinem Bewunderer und entließ ihn höflich. Dies Ziel war wieder einmal erreicht. M. S.

Kindersorgen bei den Tieren

Es berührt eigentümlich, wenn man die Hingebung und Ausdauer sieht, mit der die Tiere ihre Jungen pflegen. Man kann das gut an unserem Haushuhn beobachten. Nähert sich den Küken jemand, es braucht gar nicht in böser Absicht geschehen, stürzt die Klucke mit gespreizten Flügeln auf den Störer los. Ebenso verhalten sich die Gänse.

Allerdings trennen sich bei den Tieren die Jungen bald von den Alten. Bei manchen geschieht das schon wenige Tage nach dem Geborenwerden. Bei Fischen ist die Nachkommenschaft meist so groß, daß die elterlichen Tiere gar nicht für sie sorgen könnten. Gibt es doch kleine Krebschen mit einer Nachkommenschaft von drei bis vier Millionen Jungen im Jahre.

Wo nun, wie bei vielen Vögeln, die Jungen wenige Tage nach dem Ausschlüpfen aus der Eischale schon allein auf die Nahrungssuche gehen, da ist das Zusammenleben der elterlichen Tiere mit ihren Jungen auch nur von kurzer Dauer. Wie lange die Vögel mit ihren Jungen zusammenbleiben, läßt sich aus dem Bau ihres Nestes schließen. Arten, die flüchtig ein Nest herrichten, trennen sich bald von ihrem Nachwuchs. So der Sperling, der am liebsten in den Nestern der Schwalben nistet. Bei anderen Arten, wo das Nest sorgfältig hergestellt wird, findet man mitunter ein eigenartiges Familienleben. Die Störche trennen sich von ihren Jungen nicht. Sie bleiben den ganzen Sommer über zusammen, treten auch den Flug nach dem Süden gemeinsam mit ihnen an, erst in den winterlichen Standquartieren kommt es zur dauernden Trennung. Die Jungen paaren sich untereinander. Gleiches gilt von den Wildgänsen. Alle Arten, wie Rotkehlchen, Amseln, Nachtigall, Blaukehlchen und Schwalben, die ihre Nester sorgfältig bauen, pflegen ihre Kleinen lange. Auch die Krähen geben sich große Mühe.

Am vollendetsten ist die Pflege der Jungen bei den Säugetieren. Man denke an die Hilflosigkeit der menschlichen Kinder. Mehrere Jahre vergehen, bis das Kind nur einigermaßen selbständig geworden ist. Die meisten Kinder lernen erst nach Vollendung des ersten Jahres die Beine setzen. Bei vielen Tieren

werden, im Verhältnis zur Lebensdauer, die Kleinen nicht so schnell selbständig. Die jungen Känguruhs müssen noch eine monatelange Entwicklung im Brutbeutel durchmachen, ehe sie gehen können. Neugeborene Katzen, Kälber, Lämmer, Schafe, Ziegen und Hunde versuchen schon am ersten Tage zu gehen. Sie torkeln hin und her, fallen hin, stehen bedachtsam wieder auf, setzen dann einen Fuß vor, wagen aber nicht, den andern nachzuziehen. Oft sah ich in der Brutzeit bei dreihundert Lämmern diesen Gehversuchen zu. Zuweilen fallen sie so unglücklich, daß sie ohne fremde Hilfe fast nicht hochkommen.

Die gefürchtete Löwin ist ebenfalls eine sorgsame Mutter; sie behandelt ihre Jungen mit größter Zärtlichkeit. Aber auch Vaterliebe gibt es bei den Tieren. Wir nennen den männlichen Fuchs, der an der Wohlfahrt seiner Jungen lebhaft teilnimmt. Ebenso den Ganſert, der die Jungen bei Überfällen mutig und ausdauernd verteidigt. E. W. Neumann.

Kein Wunder

Es gibt Leute, die ein „böses Maul", eine „scharfe Zunge" haben, die ein Behagen daran haben, überall durch bissige Bemerkungen unlieb aufzufallen und mit niederträchtigen Redensarten und frechen Schwätzereien weder Freund noch Feind zu schonen. So ein Kerl hatte einmal eine recht üble Lügerei über jemand in Umlauf gesetzt. Da ging in der Stadt das Gerücht, daß sich der boshafte Schwätzer selber vergiftet habe. Jemand, der das hörte, fand das wohl begreiflich und sagte: „Mich nimmt's gar nicht wunder, der Mensch wird sich auf seine eigene Zunge gebissen haben." K. L.

Zuviel verlangt

Wo sind die Zeiten hin, da es an großen Theatern in den Hauptstädten manchmal noch zuging wie auf der irgendwo notdürftig aufgeschlagenen Bühne einer wandernden „Schmierengesellschaft"! Im Wien der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts spielte man eines der vielen längst verschollenen Volksstücke, in dem der heilige Nepomuk von der Moldaubrücke in den

reißenden Strom gestürzt wurde. Die rührselige Szene gefiel den Zuschauern immer am besten. Und es muß wohl recht schrecklich anzuschauen gewesen sein, wenn die Henkersknechte mit derben Fäusten zugriffen und den heiligen Mann nach seiner ergreifenden letzten Rede über das Brückengeländer hoben und in das Wasser warfen, worin er elend ertrinken sollte. Wenn es auch kein allzu hoher Sturz war, so bot es doch gewiß kein Vergnügen, diesen Teil der Rolle spielen zu müssen. Da einmal einer der Schauspieler dabei zu Schaden gekommen war, hielt man es für besser, einen Statisten an dieser Stelle des Stücks auf die Bühne zu stellen. Der Mann mußte eine sogenannte „stumme Rolle" spielen, während hinter ihm, in der Kulisse, der eigentliche Träger der Rolle des Heiligen den großen Monolog beweglich deklamierte.

War die große Rührszene vorbei, füllten sich die Augen mancher Zuschauer mit Tränen, dann blieb es still, bis nach ein paar weiteren Worten eines Schauspielers der Vorhang sank.

Man legte hinter das Brückengeländer einen großen Strohsack, der den Statisten beim Absturz vor Schaden bewahren sollte.

Wieder einmal war die große Szene im Gang. Die Zuschauer hielten den Atem an, die Herzen klopften bang. Die Henker griffen zu und warfen den armen Heiligen grausam über das Brückengeländer. Auf einmal schrie jemand wütend in die ergreifende Stille hinein: „Ös lumpige Bagag', ös miserable. Enk spiel i bald wieder um drei Kreuzer an heiligen Nepomuk. Am Buckl könnts mir aufisteig'n, bals koan Strohsack hinlegts, ös saudumme Luder."

Aus war's mit dem Ernst der Stunde. Ein Hallo gab's, daß die Wände hallten. Der Statist aber hatte seine stumme Rolle zum letztenmal gespielt. M. Sbt.

Auflösungen der Rätsel des 11. Bandes

Ergänzungsaufgabe S. 14: Ost**go**ten, War**tt**urm, Kar**di**nal, And**en**ken, Pyr**en**äen, Tüb**in**gen, Dio**ge**nes, Zei**tr**aum, Zig**eu**ner, Dän**em**ark, Par**si**fal, Spi**nn**rad, Min**is**ter, Vol**ta**ire, Bri**ll**ant, Bib**er**ach, Sch**we**rin, Tal**is**man, Alc**he**mie, Gew**it**ter, Joh**an**nes, Isa**be**lla, Kir**gi**sen, Spa**nn**ung = Gott dienen in getreuem Sinn, ist aller Weisheit Anbeginn;

Zahlenrätsel S. 95: **Falke, Lira, Arndt, Iller, Sidonie, Cäsar, Hessen, Lortzing, Ellipse, Narzisse** = Flaischlen;

Bilderrätsel S. 118: Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn;

Rätsel S. 141: Erziehen, verziehen;

Logogriph S. 156: Lied, Leid, Eid;

Umstellrätsel S. 165: **Degen, Amerika, Silber, Wilhelm, Erde, Rubin, Kairo, Laura, Odense, Basel, Tiger, Dachstein, Eiche, Norma, Modena, Elbing, Isar, Sonnenuhr, Tulpe, Erasmus, Rheingold** = Das Werk lobt den Meister;

Tauschrätsel S. 185: Main, Gemse, Birke, Gebot, Ampel, Hafen, Lenz, Orkan, Lilie, Altar, Erde, Reiher, Welle, Mairose, Laute, Stein, Ruhm, Saum, Luchs, Anker, Linde, Schule, Gewicht, Hagel, Weihe, Horn, Nahe, Retter, Milde, Steg = Im Kopfe Klarheit, im Munde Wahrheit;

Alter, Amsel, Organ, Linz, Saul, Matrose, Weide, Hegel, Stern, Name, Lachs, Linie, Ende, Mulde, Mann, Gedicht, Birne, Wille, Acker, Hohn, Reiter, Linse, Gebet, Ritter, Laune, Haken, Gelse, Ruhe, Sieg, Schuld = Es gilt der Mann und nicht sein Kleid;

Scharade S. 190: Katzenjammer;

Homonym S. 190: Verschieden.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 7, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 11 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Paul Balzer, Pitschen, Oberschlesien (3); Alfred Mertens, Halle (5); Martha Schwerdtfeger, München (2); Richard Veitel, Köln (3); Max Zinker, Torgau (4).

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 9, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 11 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Ludwig Helmuth, Frankfurt a. M. (9); Richard Köster, Betzingen (5); Johannes Klaiber, Augsburg (8); Karl Krügele, Freudenstadt (6); Theodor Loßner, Heidelberg (9); Heinrich Oberleiter, Dessau (8).

Richtige Lösungen unserer Rätsel in Band 10, Jahrgang 1925, trafen nach Redaktionschluß von Band 11 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Erwin Adolf, Schweidnitz (8); Max Bäumle, Grötzig (6); Friedrich Heyl, Crumstadt bei Darmstadt (1); Anna Hopfer, Berlin-Friedenau (8); E. Luther, Kolberg (8); Paul Miesel, Oberlichtenau (1); A. Otto, Elmshorn (5); Franz Paschen, Cöthen (4); Raimund Pihen, Tetschen a. d. Elbe (10); Marie Pusch, Stuhm (8); Eugenie Raabe, Greifswald (5); Adolf Regenstein, Halberstadt (7); Otto Reiter, Tübingen (8); W. Richter, Konstantinopel (1); Karl Sieber, Mannheim-Feudenheim (2); Franz Spengler, Biendorf (4); Karl Stieler, Aschersleben (7); Gretel Ziesecke, Bernburg (10); Franz Zinke, Tetschen a. d. Elbe (10).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich verantwortlich Robert Mohr, Wien.

Ein Wunderreich des Schönen

tut sich vor dem entzückten Auge auf bei der Betrachtung der nebenstehend angekündigten Landschaftsalben. Die überwältigende Majestät der Bergeshöhen, die heitere Lieblichkeit der Täler, im Sonnenglanze leuchtende Seen, reizvolle Dörfer und schöne Städte, die Pracht der sommerlichen Bergwelt und die Erhabenheit des alpinen Winters zeigen sie in Bildern, die nach den schönsten Motiven sorgfältig ausgewählt und mit technischer Vollendung in dem unübertroffenen Tiefdruckverfahren wiedergegeben sind, welches die Stimmungswerte der Natur am vorzüglichsten zu erfassen vermag. Feinsinnige Einführungsworte namhafter Berg-, Land- und Leutekenner schildern Wesen und Seele der Landschaft knapp und treffend. Wer die dargestellten Gegenden sah, für den sind die Alben die schönste Erinnerung; wer sie aufsuchen will, findet darin reiche Anregung und Vorfreude; wer aber endlich sie nicht selbst schauen kann, dem bieten diese Bände eine unvergleichliche Möglichkeit, im Geiste an den berühmtesten Stätten alpiner Schönheit zu weilen.

In ihrem künstlerischen vornehmen Einband bilden die Alben für jedermann einen köstlichen Schatz für die eigene Bibliothek und ein ideales Geschenk für Menschen, denen eine echte und dauernde Freude bereitet werden soll.


Biblioteka Główna UMK
300020176188

